1

1961

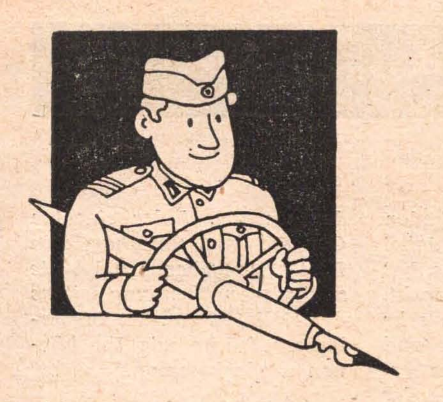


PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



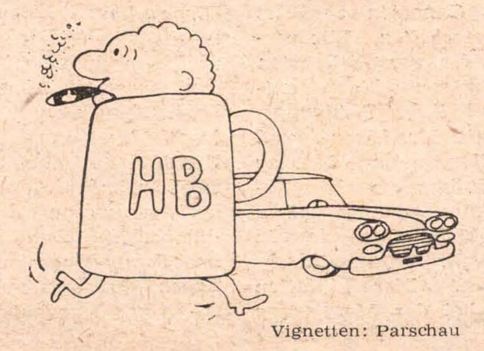
Horst Bartsch · „Einigkeit" · Schabblatt



AM LENKRAD ERLEBT

Vom LKW-Fahrer Stabsgefreiter Karli Köppchen

Also nehm' wir mal das Gas weg ...
Unsereiner kommt ja als LKW-Fahrer viel 'rum. Wer am Lenkrad sitzt, muß die Augen offenhalten, und so meinten die Genossen von der „Armee-Rundschau", daß ich mal so 'n bißchen rund schau und zur Feder greife. Wer immer auf der Achse ist, kann allerlei erzählen und berichten.
Auf Achse bin ich auch ins neue Jahr geschlittert. Na ja, Dienst ist Dienst und Schnaps ist nicht. Auf den Straßen des Friedens kann man sich den Blick nicht trüben lassen. Und da traf ich doch in der Neujahrsnacht in der Autobahnraststätte Köckern einen komischen Zeitgenossen, der einige zu viel genossen hatte. Er hatte sich aus seinem Straßenkreuzer mit Haifischflossen und 'nem Münchner Nummernschild gewälzt, seinen Chauffeur frieren lassen und wollte nun in Verbrüderung machen. Na, es gibt ja solche Brüder und solche, aber immerhin wußte der Lackaffe von der Moskauer Erklärung der kommunistischen und Arbeiterparteien und wollte von mir als sozusagen einfachem Mann aus dem Volke etwas hören.
„Nun, sagen Sie mal", brabbelte dieser Wirtschaftswundersäugling, „warum sind Sie denn hier in der Zonenarmee, wenn die Herren in Moskau erklärt haben, daß sie stark genug sind, jeden Krieg zu verhindern?"
Nachdem ich mir erst einmal seine komische Sprache in vernünftiges DDR-Deutsch übersetzt hatte, überlegte ich blitzschnell, ob es sich lohnt, dem vollgelaufenen Onkel einige Wahrheiten einzutrichtern. Aber immerhin saßen noch einige Leute am Tisch, und wir Angehörigen der NVA haben in jeder Situation die Pflicht, jeden Angriff auf der Stelle zurückzuschlagen.
„Lieber Westzonen- oder auch Bundesbruder", legte ich also taktvoll los, „was glauben Sie denn, wer diese Herren in Moskau waren? Das waren unsere Genossen, die da nicht als Rat der Götter tagten, sondern als Sprecher von vielen Millionen Kommunisten und aller friedliebenden Menschen. Wissen Sie, was die vor allem wollen? Keinen Krieg wollen die. — Sie auch nicht? Na, dann sind wir uns ja einig. Aber mit dem Wollen ist das so 'ne Sache, wenn da nicht noch ein paar handfeste Machtmittel dahinterstehen. Na, und so 'n kleines Machtmittel sitzt hier an Ihrem Tisch und bittet Sie, Ihrem Landsmann, Herrn Strauß, recht deutlich zu grüßen. Vor meinem G 5 hat der vielleicht keine Angst, aber weil Sie gerade so nett zu mir sind, kann ich Ihnen ein Dienstgeheimnis verraten. Wir, oder wie Sie sich ausdrücken: Die Herren, die in Moskau tagten, können sehr vieles befördern. Auch kalte Duschen für Abenteurer."
Der Knabe machte Augen wie ein Auto und legte dann eine ganz andere Platte auf: „Aber Ihr Herr Ulbricht ist doch für die Abrüstung in beiden deutschen Staaten eingetreten. Haben Sie und Ihre Offiziere nicht Angst, Ihre Uniform und Ihre Position zu verlieren?"
Zuerst konnte ich gar nichts sagen, weil alle Leute am Tisch so lachten, aber dann verschaffte ich mir wieder Gehör.
„Also, der Genosse Ulbricht würde jetzt genauso lachen wie wir. Der ist nämlich Arbeiter. Und so wie er sind fast alle Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften unserer Volksarmee und Volksmarine Arbeiter und Bauern. Und keine schlechten. Für uns alle gibt's in unseren Berufen viel zu tun. Was meinen Sie, wie gern auch wir dabeisind, den Herren Kapitalisten zu zeigen, daß wir besser und mehr ohne sie für den Frieden produzieren können. Das will vielleicht in Ihren Kopf nicht hinein, weil bei Ihnen drüben die ganzen verprügelten Nazigenerale nichts anderes gelernt haben, als Kriege vorzubereiten, zu führen und zu verlieren. Die zittern sicherlich um ihren Posten, und weil ihre Wirtschaft vielleicht zu knistern anfängt, wenn nicht mehr für die Rüstung gearbeitet wird. Wir haben jedenfalls solche Sorgen nicht. Wir werden es gern darauf ankommen lassen und das Kind schon schaukeln. Sie sind doch auch für den Frieden? Na also. Was meinen Sie, wer da alles mitmacht, wenn's um Friedensvertrag, Abrüstung und Verständigung geht. Man muß nur offen miteinander reden. Und 'nen klaren Kopf behalten. Glauben Sie mir: Antikommunismus ist noch viel schlimmer als Alkohol. In diesem Sinne: Prost Neujahr!"
Da hat das Münchner Kindl doch tatsächlich Prost gesagt und sich wieder in seine amerikanische Asphaltschaukel verzogen.
So, das wär's für heute.
Na, da woll'n wir mal wieder Gas geben.



Vignetten: Parschau

postsack . . . postsack

Auf Anordnung des Ministers für Nationale Verteidigung, Generaloberst Heinz Hoffmann, wurde der bisherige Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung in den Deutschen Militärverlag umgebildet, der seine Tätigkeit am 1. Januar 1961 aufnahm. Für ihre verantwortliche Arbeit wünschen wir den Genossen unseres Militärverlages große Erfolge.



Allen Lesern und Freunden der „Armee-Rundschau" übermitteln wir zum Jahreswechsel unsere besten Wünsche.
Die Redaktion

Auflockern

Ich lese jetzt regelmäßig die „AR". Allerdings wünsche ich mir etwas mehr unterhaltende Beiträge darin, die das ganze Heft auflockern, so in der Art wie „Neues Leben" das macht. Also mehr Kurzgeschichten, auch eine Kriminalgeschichte u. ä.
Gefreiter Heutich, Gotha

Ich möchte in der „AR" mehr solche technischen Gegenüberstellungen finden wie in Nr. 7/60, Seite 301. Damit unterstützt man die Soldaten beim Erkennungsdienst und kommt den Lesern entgegen, die im Heft mehr Waffentechnik sehen wollen. Kann die „AR" nicht auch Tatsachenberichte bringen wie etwa in der NBI die „Piratenchronik"?
Heinz Bleck, Warnemünde Schillerstraße 3

Zahlreiche Zuschriften dieser Art haben uns zu einer entsprechenden Veränderung des Inhalts der „AR" veranlaßt. Mit diesem Heft 1/61 ist der Anfang gemacht. Wir bitten deshalb unsere Leser um ihre Meinung zu dieser und den nächsten Ausgaben.
Die Redaktion

Noch einmal zum Thema Höflichkeit

Es gibt in der Armee sicher auch unhöfliche Soldaten. Von unseren Genossen kann ich aber sagen, daß sie helfen, wo sie können. Erst kürzlich gab es einen solchen Fall, und das kam so. Wie hielten mit unserem LKW auf der Autobahn an, weil unsere Bremse nicht richtig funktionierte.
Ich ging ein paar Schritte und hörte von weitem ein Auto mit einem Tuckern, wie es sich anhört, wenn der Mantel entzwei ist. Deshalb hielt ich diesen Wagen an. Es war

ein Holländer. Er war sehr erschrocken, daß ein Uniformierter ihn anhielt. Ich sagte: „Ich glaube, bei Ihnen am Fahrgestell muß etwas kaputt sein, es hört sich schon von weitem so an." Der Mann wollte das gar nicht glauben. Als wir dann gemeinsam feststellten, daß ich mit dem Mantel recht hatte, war er ganz niedergeschlagen. „Das dauert doch mindestens eine Stunde, und ich habe es so eilig." Na, wir haben ihm geholfen. Wagenheber ran, Ersatzrad rauf, die Sache hat drei Minuten gedauert. Er wollte gar nicht mehr aufhören mit Dankeschönsagen.

Was die Meinung des einen Genossen betrifft, so finde ich es nicht anständig, wenn er nur anhält, wenn es ihm paßt. Es geht doch um das Ansehen unserer Armee, da kann es keine Abstufungen in Punkto Höflichkeit geben.

Oberleutnant Schinkel, Spechtberg

Liebe Redaktion!

Zur Diskussion „Vernichtendes Urteil" möchte ich einige Worte sagen. Frl. Evelyn B[illegible]yer hat hier tatsächlich ein Problem aufgeworfen.

Ohne aber zu mindern, was in der Nr. 12/60 darüber gesagt wurde, muß sich Fräulein Evelyn auch in bestimmte Situationen von uns versetzen. Natürlich würde ich auch in jedem Falle helfen, schon um damit zu zeigen, daß wir nicht unhöfliche Menschen gegenüber dem weiblichen Geschlecht sind. Habe ich aber einen Auftrag, eben wie die Kolonnenfahrt, dann habe ich auch nicht das Recht, eigenmächtig zu handeln.

Und wenn Fräulein Evelyn sich das annimmt, dann wird sie auch manches richtig verstehen. Bündig gesagt, man hilft überall, wo man kann — auch damit halten wir Verbindung mit den Arbeitern, der Bevölkerung. Es ist gut, und man kann sehr stolz sein, wenn die Bevölkerung sagt: Unsere Soldaten sind gute Jungs.

Leutnant Manfred Palme, Spremberg

Wenn ich allein fahre und nicht wegen eines Auftrages zeitlich im Druck bin, werde ich anhalten und helfen. Fahre ich in der Kolonne, dann geht es nicht, es sei, ich erhalte von meinem Kommandeur den Befehl zum Halten.

Bei seiner Hilfe soll man keine Unterschiede machen. Von wegen 30 Jahre und darüber! Das ist eines Soldaten unwürdig. Man muß selbstlos helfen und die erwiesene Hilfe nicht für seine eigenen Zwecke ausnutzen.

Kanonier Veckenstedt, Kraftfahrer, Karpin

„Solche wie Ihr können wiederkommen!"

Am 4. November kam unser Kompanieführer und sagte: „Genossen, der VEB Schwermaschinenbau ‚7. Oktober' in



Berlin-Weißensee benötigt zur Erledigung eines dringenden Exportauftrages über Sonnabend/Sonntag zusätzliche freiwillige Arbeitskräfte. Wer macht mit?"

Sofort meldeten sich 30 Genossen. Einer von ihnen war ich. Pünktlich waren wir am Sonnabend zur Stelle. Die Facharbeiter unter uns wurden in entsprechende Arbeitsgebiete eingewiesen. Ich selbst verrichtete mit zwei anderen Genossen zunächst Transportarbeiten. Wir versorgten die verschiedensten Bearbeitungsmaschinen entsprechend ihrer Fertigungsfolge mit Maschinen- und Fertigteilen. Am Sonntag stand ich dann an einer Radialbohrmaschine. Ich bohrte und schnitt Gewinde in Platten für Karusseldrehmaschinen. Diese Platten werden bei der Montierung der Maschine im Erdboden verankert. Man muß dabei sehr aufpassen, aber es hat mir sehr viel Spaß gemacht. Die Arbeiter haben sich sehr gefreut, daß sie so gute und schnelle Hilfe von uns erhielten. Dadurch konnte der Auftrag termingemäß erledigt und Planrückstände vermieden werden. Jeder einzelne Genosse von uns hat sein Bestes gegeben, und die schönste Anerkennung seitens der Kollegen war die Bemerkung: „Solche wie Ihr können wiederkommen!"

Soldat Hans Wehrstedt, Oranienburg

Wer schickt ihm die „AR"?

Da ich Soldat der polnischen Volksarmee bin, würde ich auch sehr gern eine Zeitschrift der uns befreundeten Nationalen Volksarmee der DDR lesen. Ich könnte daraus besser das Leben unserer Freunde kennenlernen. Leider aber gibt es in der kleinen Stadt, in der ich wohne, keine solche Zeitschrift zu kaufen. Es ist mir bekannt, daß eine Zeitschrift unter dem Titel „Armee-Rundschau" erscheint. Wie könnte ich diese Zeitschrift erhalten? Ich bitte Euch sehr, liebe Freunde, mir eine Nachricht darüber zu senden. Hoffnungsvoll erwarte ich Eure Antwort, für welche ich schon im voraus herzlich danke.

Zenon Frackowiak, Krosno Odrzanskie, Polen



Vignetten: Arndt

Diesen Brief erhielt die NBI und gab ihn an uns weiter. Die Redaktion könnte diesem polnischen Genossen die „AR" zusenden. Aber vielleicht ist in einer Einheit unserer NVA ein Genosse oder ein Kollektiv von Genossen, die mit dem polnischen Freund in Briefwechsel treten und ihm regelmäßig die „AR" zuschicken? Bitte, wendet euch an uns, und wir werden die genaue Adresse zusenden.

„Lieb"licher Anlaß einer Verpflichtung

Wir waren gerade vom Sommerlager zurückgekommen und freuten uns auf den Jahresurlaub, der übermorgen beginnen sollte. Als die Waffen und Geräte gereinigt waren und wir auch an uns selbst die letzten Spuren des Lagerlebens beseitigt hatten, erscholl die Stimme des UvD und gebot uns, vor dem Block anzutreten.

Da standen wir nun in Reih und Glied und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Sicherlich würde man uns nun Einzelheiten über den bevorstehenden Urlaub bekanntgeben, wann es genau losgeht und so.

Der Kompaniechef teilte uns zunächst mit, daß alle Angehörigen wegen der überdurchschnittlichen Leistungen im Sommerlager mit zwei Tagen Sonderurlaub ausgezeichnet wurden. Gleichzeitig sei es jedoch notwendig, den geplanten Jahresurlaub zu verschieben und sich für einen längeren Ernteeinsatz bereitzuhalten ...

Ihr könnt mir glauben, an



jenem Tag wurde so mancher derbe Soldatenfluch mehr oder minder laut hörbar. Was half es aber? Konnten wir denn unsere Bauern, die durch die Witterungsunbilden

sack . . . postsack . . . postsack . . . post

in ernsteErnterückstände gekommen waren, im Stich lassen? Nein, unmöglich! Dann saßen wir also wieder auf unserem H 3 A. Die Gegend, in die wir fuhren, kannte keiner von uns näher, es hieß nur allgemein, daß sich dort „die Füchse gute Nacht sagen“.
Zu unserer Begrüßung hatte sich das halbe Dorf eingefunden, der LPG-Vorsitzende hieß uns willkommen und sprach die Hoffnung aus, daß wir recht lange bleiben mögen. Prächtig schien am nächsten Morgen die Sonne, und wir zogen in guter Stimmung hinaus auf die weiten Felder der Genossenschaft. Ob es allein die Sonne war, die unsere Herzen höher schlagen ließ, kann ich nicht genau sagen, vielleicht lag es auch daran, daß der größte Teil der weiblichen Dorfjugend unserem Trupp zugeteilt war. Zusammen mit Karin hatte ich nun Weizenhocken aufzustellen, ich kam dabei arg ins Schwitzen, und wenn ich mich einmal streckte und mein gequältes Kreuz durchbog, lachte sie mich an, und in ihren Augen blitzte es. Was mich und Karin zusammen betrifft, so sei nur noch verraten, daß ich nach unserer Rückkehr ins Objekt die Verpflichtung abgab, nach meiner Entlassung aus der Armee in der sozialistischen Landwirtschaft zu arbeiten. Ich arbeite nun da, wo sich „die Füchse gute Nacht sagen“. Womit ich zeigen will, daß man den Aufschub des Urlaubs nicht von vornherein tadeln soll.

Bruno Kroupa
Feldw. der Reserve
z. Zt. Erfurt



SCHOKOLADEN
DRAGEES
BONBONS
FONDANTS

zu jeder Jahreszeit beliebt

VEB ZETTI-SCHOKOLADEN- UND ZUCKERWAREN • ZEITZ

Nur Nachlässigkeit?

Wir sind sechs Genossen, die im Krankenzimmer 132 der chirurgischen Station des Lazaretts des Verbandes Ernst



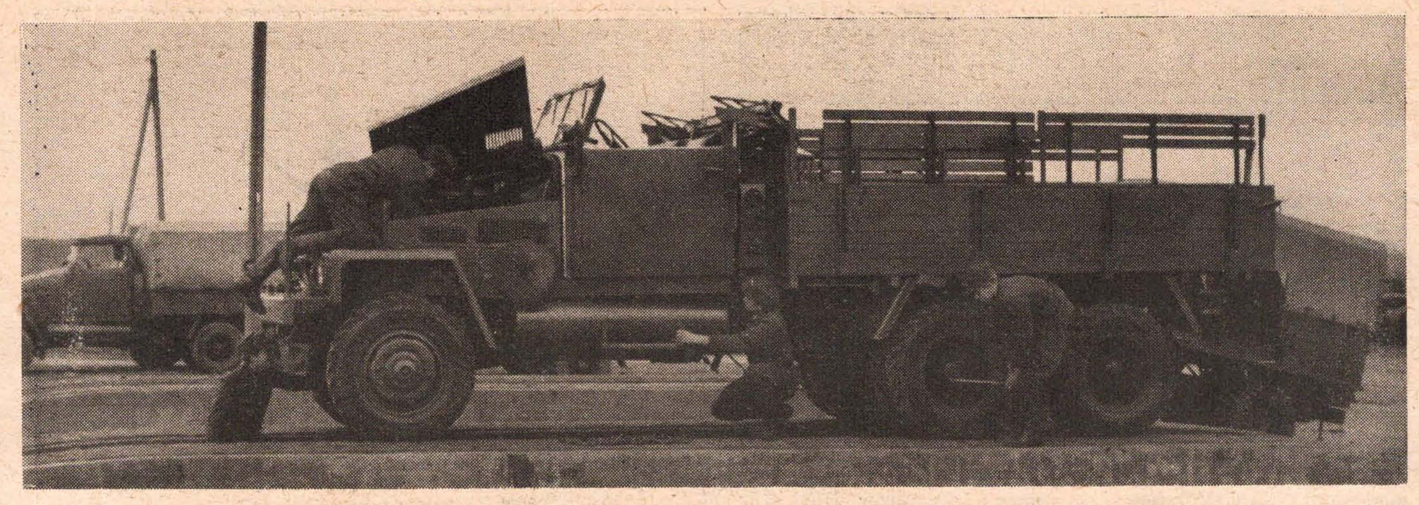
liegen. Uns bedrückt so manches, scheint es doch, als hätten uns unsere Einheiten vergessen. Der Genosse Sander vom ASK Vorwärts Brotterode ist der einzige, der regelmäßig von seinem Trainer Ernst Tallowitz besucht wird. Der Genosse Hans-Dieter Schwarz dagegen befindet sich schon länger als ein Vierteljahr hier im Lazarett. Seine Einheit, die Stabskompanie des Verbandes Rös, kümmert sich überhaupt nicht um ihn. Noch nicht einmal zum 11. Jahrestag unserer Republik bekam er Besuch, auch keinen Brief. Einige von uns sind aus Gera, alles neueingestellte Soldaten. Abgesehen davon, daß auch sie nicht von Genossen ihrer Einheit besucht werden, kommt auch das Gehalt nicht pünktlich. Dem Soldaten Kurt Lorbeer wurden Privatsachen, um die er bat, noch nicht nachgeschickt. So fehlt ihm seine Brille, sein Schlafanzug, seine Turnhose und einige andere Kleinigkeiten. Wir bitten die „Armee-Rundschau“, diese Dinge einmal zur Sprache zu bringen, damit sich bald etwas ändert.

Krankenzimmer 132
(Chirurgische Station)

Der Abdruck dieses Briefes genügt sicherlich den Verantwortlichen, diese Dinge sofort ins Reine zu bringen. Diese Genosssen sollten sich schämen, denn ein solcher Fall ist uns noch nicht vorgekommen. Im Gegenteil, bei unseren Besuchen in den Einheiten stellen wir immer wieder fest, daß die kranken Genossen von den Kameraden ihrer Einheit vorbildlich betreut werden.

Die Redaktion





Nicht jeder für sich, sondern wir alle für uns. Das ist das Leitmotiv der Gruppe Stacks. Für die Genossen Gratz, Zühlsdorf, Hoffmann und Freiboth (von links), hier bei der Wartung eines Fahrzeuges, ist die enge Zusammenarbeit längst tägliche Praxis. Fotos: Gebauer

Fäuste sind kein Argument

Von Major Rolf Dressel

Schon längere Zeit verfolgte Oberwachtmeister Stacks, Kfz.-Gruppenführer in einer Artillerieeinheit, die Entwicklung der Rompe-Bewegung. Das ist auch bei den Kraftfahrern möglich, sagte er sich und entwarf ein Rompe-Programm für seine Gruppe. Eines Abends, es war wenige Wochen vor Beginn des Ausbildungsjahres 1960, sprach er mit den Genossen darüber. Die Meinungen waren sehr geteilt. Man stritt sich, aber einig wurde man sich an diesem Abend nicht.

Der Vorschlag des Gruppenführers beherrschte auch am nächsten Morgen das Gespräch. Genosse Zühlsdorf war gegen den Vorschlag. Er war erst neu zur Gruppe gekommen. Vorher stand er als Kanonier am Geschütz, an dem er seinen Dienst etwas lustlos versah.

Als der gelernte Kfz.-Schlosser endlich auf einen LKW kam, war er wie umgewandelt. Jetzt hatte er sein Fahrzeug, alles andere war ihm schnuppe.

„Die Rompe-Bewegung ist doch nur für Panzer gedacht", sagte er, während er seinen Wagen spritzte, zum Genossen Kruse. „Aber wir sind doch LKW-Fahrer. Ich möchte bloß wissen, wie wir Geld einsparen oder die Laufzeiten erhöhen sollen. Sollen wir denn unsere Schlitten so herunterwirtschaften, daß kein Fetzen mehr ganz bleibt? Das ist doch Quatsch."

„Weißt du, Zühlsdorf", erwiderte Kruse, „du regst dich viel zu sehr auf. Laß sie doch reden von Verpflichtungen und so. Als Kraftfahrer sind wir sowieso fünftes Rad am Wagen. Geld einsparen? Eher könnten wir noch mehr gebrauchen, um alles in Ordnung zu halten."

So wird kein Kollektiv aus uns

Zühlsdorf freute sich, daß er mit seiner Meinung nicht allein stand. Er ließ den Wasserschlauch fallen und stellte das Wasser ab. Dabei fielen ihm einige dunkle Haarsträhnen ins Gesicht. Er ging in die Halle, um einen Putzlappen zu holen. Genosse Gratz hielt ihn an: „Du könntest dir ja auch mal die Haare schneiden lassen."

„Das mußt ausgerechnet du mir sagen. Hast keine Ahnung vom Fahrzeug, willst aber Rompe-Fahrer werden."

Auch Gratz hatte seinen Wagen erst übernommen. Vorher war der noch jungenhafte blonde Oberschüler als Fernsprecher eingesetzt. Er hatte nun Mühe, sich mit dem Wagen zurechtzufinden. Trotzdem widersprach er. „Na weißt du, wenn ich auch noch nicht so viel vom Kfz.-Fach verstehe wie du, denke ich doch, daß das mit der Rompe-Bewegung eine gute Sache ist. Hauptmann Hohlfeld hat auch gesagt, daß es möglich sein muß, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen und Geld einzusparen, wenn wir unsere Fahrzeuge gut pflegen und kleinere Reparaturen selbst machen."

In diesem Augenblick kamen auch die Genossen Wandt und Bintheim hinzu. Sie waren schon länger in der Gruppe. „Ich meine", sagte Genosse Wandt, „daß wir z. B. die Laufzeiten erhöhen könnten. Als alter Fachmann müßtest du doch wissen, Zühlsdorf, was gute Wartung und Pflege für ein Fahrzeug bedeutet. Ich weiß, daß Fahrzeuge mehr als 500 km über die Norm gefahren sind bis zur nächsten Instandsetzung."

„Wie haben denn die das gemacht?" wollte Zühlsdorf wissen.

„Durch bessere Wartung und Pflege, richtiges Schmieren und gründliche Durchsicht der Fahrzeuge." „Wer gut schmiert, der gut fährt", erwiderte Wandt lächelnd.

„Voraussetzung ist natürlich", mischte sich Bintheim ins Gespräch, „daß die Gruppe gut zusammenarbeitet. Aber mit Leuten wie Zühlsdorf, die über ihre Kühlerhaube nicht hinwegsehen können, ist ja kein Kollektiv möglich."

„Was, mit mir kein Kollektiv?" stieß Zühlsdorf hervor. Er holte aus und sprang auf Bintheim zu. Doch die Genossen wehrten ihn ab.

„So wird auch kein Kollektiv aus uns", rügte Genosse Gratz. „Wenn du keine besseren Argumente hast als deine Fäuste, dann stimmt es schon, was Bintheim sagte", wandte er sich an Zühlsdorf. Der warf ihm einen schiefen Blick zu, als wollte er sagen: „Du kannst mich mal" und ging wieder zu seinem Fahrzeug. Kurz vor Mittag kam Genosse Stacks, um nach dem Rechten zu sehen. Genosse Gratz erzählte ihm, was vorgefallen war.

„Das kann ich mir vorstellen", sagte Stacks. Seine dunkelbraunen Augen leuchteten, ein flüchtiges Lächeln flog über sein Gesicht. „Aber laß man. Die Genossen Zühlsdorf und Kruse kriegen wir auch noch hin."

14 Tage Kampf, 14 Tage unentwegte Diskussionen mit ihnen, dann hatten die beiden erkannt, daß ihr "Nur-Kraftfahrer"-Standpunkt falsch war. Schließlich stimmten auch sie dem Programm zu, das mit Jahresbeginn zur Richtschnur für alle Angehörigen der Gruppe wurde.

„Herr Ober, bitte zahlen!"

Monate später, es war schon Sommer, saß Genosse Zühlsdorf eines Abends in der HO-Kantine. Er trank gemütlich sein Bierchen.

Da kam der diensthabende Läufer der Batterie zur Tür hereingeschossen, blickte suchend umher und kam auf Zühlsdorf zu. „Du sollst sofort mal zum Park kommen. Der Gruppenführer Stacks schickt mich, er sprach davon, daß mit einem G 5 etwas nicht stimmt."

„Ist Stacks denn noch da?" fragte Zühlsdorf zurück.

„Er ist, glaube ich, telefonieren gegangen. Er will wohl seiner Frau sagen, daß er heute später kommt."

„Ist gut, ich komme gleich." Der Läufer ging wieder hinaus.

„Du willst wohl tatsächlich gehen? Es ist doch Freizeit, Sense für heute", sprach einer der Kanoniere am Tisch und zeigte an seine Stirn.

„Du mußt doch dumm sein", versuchte ein anderer, Zühlsdorf zum Hierbleiben zu überreden. „Das hat doch Zeit bis morgen. Morgen ist sowieso normaler Dienst außer dem Polituntericht. Ich würde hierbleiben."

Genosse Zühlsdorf ließ sie reden. „Was versteht denn der Ochse vom Sonntag, wenn er den ganzen Tag Heu frißt", sagte er nur.

Nach einer Weile rief er: „Herr Ober, bitte zahlen!" Er trank sein Bier aus und ging.

Wasser im Öl. Zühlsdorf packte als erster zu. Die Gruppe arbeitete die ganze Nacht durch. Nicht nur den Zylinderkopf nahmen sie heraus, sie bauten den ganzen Motor auseinander. Als die Sonne frühmorgens am Himmel wieder erschien, war der Schaden behoben.

Eine Sonderschicht

Dann schrieb man den Monat November. Das Ausbildungsjahr war zu Ende. An der rechten Seite der Windschutzscheibe ihrer Fahrzeuge klebte jetzt das Bild der Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Bronze. Der Minister hatte die Gruppe Stacks ausgezeichnet, weil sie sich im Verlaufe des Jahres zu einem vorbildlichen, stets einsatzbereiten Kollektiv entwickelt hatte.

Jetzt auf den Lorbeeren ausruhen? Wo die technische Jahresüberprüfung vor der Tür steht?

„Wir müssen eine Eins schaffen", sagte Genosse Stacks. Alle waren dafür.

So herrschte im Park Tag für Tag emsiges Treiben. Motor, Bremsen, Elektroanlage, Lenkung, Getriebe — alles wurde auf Herz und Nieren geprüft. Genosse Freiboth wusch nochmals seine Reifen ab. Die Genossen Hübner und Selbmann polierten die Scheiben auf Hochglanz. Mit Pinsel und Farbtopf ging Genosse Zühlsdorf von einem Fahrzeug zum anderen. Aber was wird aus dem G 5 des Genossen Weinert, der noch in der Werkstatt steht?

Eines Abends, kurz nach 17.00 Uhr, kam Genosse Stacks zu seinen Genossen auf die Stube. „Wie ist es, legen wir heute eine Schicht für Genossen Weinert ein? Es sind nur noch zwei Tage Zeit. Der Batteriechef hat nichts dagegen."

Die Genossen sahen ihn an. Es kam ihnen etwas überraschend. Gewiß, sie hatten schon daran gedacht. Aber heute hatten sie nicht damit gerechnet. Kurzes Schweigen.



Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Wer einmal Offizier werden will, wie Kanonier Weinert, steckt seine Nase ins Buch, sobald sich nur Freizeit dafür finden läßt.

„Ich kann da nicht nein sagen", sagte als erster Genosse Gratz. „Wenn das Ding nur bald wieder rollt."

„Wie lange soll das denn gehen?" möchte Genosse Zühlsdorf wissen. In Gedanken rechnete er schon aus, was man an einem Abend am Fahrzeug alles machen könnte. Am liebsten würde er die ganze Nacht durcharbeiten.

„Bis 22.00 Uhr denke ich. Egal, wie weit wir kommen. Aber der Werkstatt und auch uns ist damit geholfen."

Kurze Zeit später waren sie alle in der Kfz.-Werkstatt. Genosse Weinert konnte seine Freude nur schlecht verbergen. Er hatte das Fahrzeug zwar erst vor kurzem übernommen, aber er wollte damit ja zur Überprüfung fahren. Die Reparatur dauerte ihm, der einmal Kfz.-Offizier werden möchte, sowieso schon viel zu lange.

Alle waren eifrig bei der Sache. Sie merkten gar nicht, wie die Zeit verflog. Kein überflüssiges Wort fiel.

„Halt mal fest." — „Gib mal den 22er Schlüssel rüber." — „Du mußt etwas straffer ziehen." — „Wer hat die Kombizange?" Müdigkeit? Niemand spürte sie. Alle beherrschte der Gedanke, das Fahrzeug schnell wieder flott zu machen. Die letzte Eins bei der Überprüfung galt es aus dem Feuer zu holen.

Es war schon gegen Mitternacht, als Genosse Stacks das Zeichen zum Aufhören gab. „Es hat keinen Zweck mehr. Ohne die Kurbelwelle kommen wir nicht weiter. Sie muß morgen erst aus der Stadt geholt werden."

Die Genossen legten das Werkzeug aus ihren ölverschmierten Händen und gingen zur Unterkunft.

„Aber etwas will ich euch sagen", sagte Genosse Stacks, als er sich von seiner Gruppe verabschiedete. „Die Gruppen Rotenberg und Schüller sind uns im Wettbewerb dicht auf den Fersen. Wir müssen tüchtig aufs Gaspedal treten, damit wir im neuen Ausbildungsjahr unseren Ruf als Bestenkollektiv verteidigen und weiter festigen."



VP-Meister Gürtler, der Einsatzleiter von „Toni 13". Bescheiden und ruhig ist er. Aber immer Herr der Situation.



So wie Hauptwachtmeister Fuhrmann muß der Fahrer eines Funkwagens sein — quicklebendig und reaktionsschnell.



Hauptwachtmeister Strätter — noch nicht lange auf dem Funkwagen. Aber große Erfahrungen, immer die Ruhe selbst.

Großstadtbummel mit Toni / Von Manfred Berghold

Toni 13 ...
Toni 13 — Brunnenstraße.
Fahren Sie Oskar-Ziethen-Krankenhaus — von dort Blutkonserven nach Charité, Kinderklinik!
Benutzen Sie Sondersignal!

Sicher haben Sie die schnellen Wagen schon einmal durch die Straßen flitzen sehen. Ich möchte behaupten, jeder Passant dreht den Kopf, wenn das Martinshorn gellt, wenn in rasender Fahrt ein Funkwagen mit Blaulicht um die Kurve prescht. Vielleicht war es diese Meldung, die die Männer in dem Funkwagen bewegte, vielleicht auch eine ganz andere. Auf jeden Fall standen Menschenleben auf dem Spiel. Aber nicht nur deshalb ziehen die Funkwagen der Volkspolizei am Tage oder in der Nacht ihre Bahnen auf den Straßen des demokratischen Sektors in Berlin. Sie wachen über Ordnung und die Sicherheit jedes Bürgers.

Bereitschaftsraum der Funkstaffel in der VP-Inspektion Mitte. Ein Abend wie jeder andere im Dezember. Es sind nur noch wenige Minuten bis 19.00 Uhr. Ablösung. Die Volkspolizisten machen nicht viel Worte. Während die einen ihre Tasche nehmen und die Spindtüre zudrücken, laden die anderen ihre Waffen, schnallen um, stülpen den Tschako auf den Kopf und verlassen den Raum. Und ich bin mit von der Partie. Draußen auf dem Hof klettern wir in den Wagen. Rechts vor mir sitzt der Einsatzleiter, VP-Meister Heinz Gürtler. Sein blondes, welliges Haar bedeckt der Tschako, mit der linken Hand hält er den Hörer des UKW-Gerätes. Ruhig und gelassen klingt seine Stimme: „Toni 13 ... Neue Besatzung übernommen!" Unterdessen hat der Fahrer, Hauptwachtmeister Fuhrmann, der 25jährige, der im Berliner Wedding aufwuchs, den Wagen gewendet. Der Posten hat die eisernen Tore geöffnet und „Toni 13" rollt die Straße entlang. Eine lange Nacht liegt vor uns. Zwölf Stunden ohne daß man ein Auge voll Schlaf nehmen könnte.

19.25. „Fahren Sie Marx-Engels-Platz — An der Schleuse — Verkehrsunfall!" Wenige Minuten später tritt unser Fahrer auf die Bremse. VP-Meister Gürtler eilt über die Straße. Es ist kein Unfall, sondern eine Verkehrsbehinderung. Obwohl beide Fahrer schon eine große Lippe riskieren, ist die Lage schnell geklärt. Der Fahrer des Westberliner LKW stieß zurück, ohne sich davon zu überzeugen, ob hinter ihm auch frei sei. So blieb ein angeschlagenes Krad auf der Strecke. Das kostet ihn vorerst runde 10,— Emmchen. Ansonsten kommt er noch mit einem blauen Auge davon.

Es beginnt zu regnen. Auf dem Asphalt spiegeln sich Lichter der Laternen. Die Menschen auf dem Bürgersteig haben die Schirme aufgespannt. Neben mir verzieht Hauptwachtmeister Siegfried Strätter sein Gesicht. Eigentlich hätte ich gar nicht gedacht, daß unser Begleiter mit dem Kreuz wie ein Doppelspind und seinen zweihundertzwanzig Pfund bei einem Zahnwehwehchen überhaupt eine Miene verzieht. Doch es tut sich noch mehr in der großen Stadt. Wie unser Funkgerät verrät, hat die Leitstelle alle Hände voll zu tun.

22.15. Wir fahren langsam die Rathausstraße entlang. Wie von der Tarantel gestochen flitzen aus dem Café Weiblein und Männlein auf die Straße. Ein Streit, wie er im Buche steht. „Na, denn mal ran", meint der „Dicke". Ich höre zu.

Christel: „Herr Wachmeesta, ick laß mir doch nich von jeden an' Popo fassen. Und von so een schon janich! So'ne Frechheet. Da ha'ck ihm anständich eene jeklebt, Herr Wachmeesta!"

Peter: „Aba, Herr Wachmeesta, ick bin ja man bloß anjestoßen, in de Jardrobe, wissense, und da haut die mir jleich eene runter. Na und det konnt' ick doch nich uff mir sitzen lassen. Da ha' ick ihr ehm wieda eene jejeben!"

Der „Dicke" kann schlichten. Die Parteien tauschen ihre Personalien. Nach wenigen Minuten ist die Bildfläche wieder klar. Meint der „Dicke": „Möchte nur wissen, ob das zur Anzeige kommt, die waren nämlich beide verheiratet und eventuell wird dann zu Hause erst mal richtig aufgewaschen."

Wir halten am Alex. Und da kommen sie, die uns schon so sehr ans Herz gewachsen sind: Die Mopedfahrer in der Lederjacke, mit der Bürstentolle, die sich wie ein Ei dem anderen gleichen. Zwei von ihnen bleiben aber bereits vor dem Zeitungskiosk auf der Strecke. Ein Bruder unseres „Toni" war ihnen schon einige Zeit auf den Fersen. Und den beiden anderen legt unser Fahrer das Handwerk. Als sie auf der Gegengeraden kommen, steht unser Funkwagen schon quer. Aus ist die wilde Jagd, und am Strausberger Platz können die Bürger ruhig auf dem Fußweg gehen, ohne daß sie von motorisierten Lederjacken gerempelt werden.

23.05. Um des Kaisers Bart streiten sich in der Weinmeisterstraße ein Kneipier nebst zwei Frauen, die sich einen Affen gekauft hatten, mit drei Jugendlichen. Während unser Einsatzleiter noch mit dem Herrn Fraktur redet, öffnet die eine ‚Dame' die Tür des Funkwagens und flegelt sich neben den Fahrer. Dem scheint's die Sprache zu verschlagen. Aber dann schlägt's dreizehn. Schimpfend und mit recht unsicheren Schritten verläßt die ‚Dame' den ungastlichen Ort.

Wir fahren über den Marx-Engels-Platz. Ecke Breitestraße macht sich ein Mann an einem Krad zu schaffen. Hauptwacht-

meister Fuhrmann bremst. Als der Einsatzleiter und der Begleiter auf die Straße springen, scheint der Mann vom Erdboden verschwunden. Aber der „Dicke" bringt ihn herbei und nimmt ihn scharf ins Gebet. Unterdessen gibt unser Fahrer der Leitstelle das polizeiliche Kennzeichen durch. Es ist eine Fehlanzeige. Wie sich's eben so ergibt, der Mann hatte das Krad nur aufgehoben, das am Straßenrand lag.

01.30. Unser Wagen stoppt im Hof der VP-Inspektion. Meister Gürtler meldet sich bei der Leitstelle zur Pause ab. Im Bereitschaftsraum kauen wir schweigend unsere Stullen. Nur Hauptwachtmeister Strätter verzichtet. Er hält's mit den Tabletten. Der Zahn fordert sein Recht. Schließlich ist er doch bereit, wenigstens eine Partie Schach zu spielen. Da klingelt das Telefon. Meister Gürtler hebt ab. Garageneinbruch — Max-Beer-Straße. An der Haustür erwartet uns schon Herr H. Wir gehen durch den Hausflur über den Hof. Die Lichtfinger der Taschenlampen haften an der offenen Garagentür. Doch Spuren, die auf ein gewaltsames Öffnen schließen lassen, sind nicht zu sehen. Ein „Wartburg" steht in der Garage. Abgeschlossen. Über die Leitstelle ermitteln wir den Besitzer: Fräulein Karla P. in der Münzstraße. Wir fahren dorthin. Keine Klingel am Haus, die Tür ist verschlossen. Obwohl Hauptwachtmeister Strätter seine Künste spielen läßt, die Tür bleibt zu. Unterdessen gelingt es Hauptwachtmeister Fuhrmann über die Hinterhöfe. Aber wie schon zu erwarten, es wird nichts aus dem fetten Braten. Das Fräulein antwortet lakonisch: „Ich schließe die Tür nie ab." Und ich meine, das paßt zusammen wie der Igel zum Taschentuch. Bleibt nur zu hoffen, daß sie nicht eines Tages folgendes hört: „Wat hat'n der ‚Wartburg' jekost?" — „Fünf Finger und een' Jriff!"

02.40. Unser Fahrer hält vor dem VP-Revier 14. Wir bekommen einen Gast. Jürgen Peter G. aus Westberlin. Er hat einen unter der Mütze und ein blutverschmiertes Gesicht. In der Fehrbelliner Straße sei er zusammengeschlagen worden. Wie sich's dann herausstellte, nachdem er mit einem Klappmesser handgreiflich geworden war. Seinen Freund, der vor „Ritas Tanzpalast" einem das Messer in den Unterleib stieß, sollte er bald wiedersehen. Die Zeugen bringt ein anderer Funkwagen zur Inspektion, während wir den Weg über die „Chirurgische Unfallklinik" in der Ziegelstraße nehmen und mit dem Nasenbeingebrochenen schließlich auch in der Inspektion eintreffen. Und dort verdirbt man ihm das Konzept, obwohl er seine Predigt so brav auswendig lernte. Jetzt waren die Hosen gestrichen voll, als er auf Nummer Sicher seine Siebensachen auf den Tisch packte.

04.20. Die Nase zu tief in das Glas gesteckt hatte einer, und es beliebt ihm, sich in voller Garnitur vor der „Kleinen Melodie" in der Friedrichstraße nach dem Bettzipfel zu sehnen. Meister Gürtler und Hauptwachtmeister Strätter bemühen sich, von den guten Ratschlägen der Schaulustigen begleitet. An sich viel Geschrei um wenig Wolle. Doch dann kommt Hilfe für unsere beiden Volkspolizisten. Die Frau des Schläfers tritt auf die Bühne. Mir bleibt nur noch nachzutragen:

„Doch wenn's Matthäi am letzten ist
trotz Raten, Tun und Beten,
so rettet oft noch Weiberlist
aus Ängsten und aus Nöten."

05.40. Dreck am Stecken scheint auch der PKW-Fahrer zu haben, der vor uns die Friedrichstraße entlang kurvt. Mal links, mal rechts. Die Fahrspuren auf dem nassen Asphalt sprechen Bände. An der Behrenstraße stoppt Meister Gürtler den Wagen. „Nur zwei Bier, Herr ..., sicher nicht mehr." Aber bald geht dem Westberliner Kaufmann das Latein aus. Er riskiert zwar noch ein kleines Aberchen. Doch was hilfts. Der Wagen wird sichergestellt. Ab geht's ins VP-Krankenhaus. Und hier werden aus den zwei Bierchen noch einige mehr nebst einigen Schnäpschen. Auf Herz und Nieren geprüft, ist sein Spiel aus. Und das dürfte dem biederen Kaufmann ein arges Loch in den Beutel reißen.

Langsam fahren wir wieder durch die Straßen der großen Stadt, in der, wie uns scheint, neues Leben, erwacht. In den Wohnungen hinter den Fenstern schimmert Licht. Auf den Straßen eilen die Menschen zu den Bahnhöfen. Die Straßenbahnen klingeln. Hier und dort klappt eine Haustür. Für uns rückt die Stunde der Ablösung näher. Das Gähnen läßt sich wohl kaum unterdrücken. Und wenn sich in dieser Nacht vielleicht nichts Außergewöhnliches ereignete, so spürte ich doch immer wieder, auf diese Männer kannst du bauen, sie sind mit Leib und Seele bei unserer gemeinsamen Sache. Und auch sie können gleich unseren Soldaten konkrete Erfolge buchen: Natürlich, sie sprechen nicht gern darüber. Sehr bescheiden und ruhig ist der Einsatzleiter, Meister Gürtler. Quicklebendig und reaktionsschnell der Kraftfahrer, Hauptwachtmeister Fuhrmann. Mancher Fahndungserfolg ging auf ihr Konto. Und schließlich sind sie nicht erst seit gestern in der Volkspolizei, sondern haben auch ihre acht bzw. sieben Jahre Polizeidienst auf dem Buckel. Auch Hauptwachtmeister Strätter ist ein alter Hase, wenn er auch erst seit zwei Monaten auf dem Funkwagen fährt. Ich will nicht über den grünen Klee loben, aber vor den Männern in dem Funkwagen, die Tag für Tag und Nacht für Nacht ihre Streife fahren: Hut ab.

Fotos: Gebauer



UNSER BESTER LEHRER

Ein Besuch in der Wilhelm-Pieck-Schule in Wilhelm-Pieck-Stadt

Von Lothar Kitzing

Ich wünsche der Schule in Guben, die meinen Namen trägt und aus freiwilligen Spenden unserer Volkspolizei erbaut wurde, daß sie eine Stätte freudigen Lernens sei, in der sich Schüler und Lehrer in gemeinsamer Arbeit mit dem Elternhaus finden, um höchste Leistungen zu vollbringen.
Die Stadt Guben liegt an der Friedensgrenze, das bedeutet Verpflichtung für die „Wilhelm-Pieck-Schule", Quelle für die Pflege der Völkerfreundschaft zu sein.
Für den Frieden zu lernen und zu arbeiten!
Den Jungen Pionieren obliegt unter der Leitung der Freien Deutschen Jugend eine große Aufgabe in der Erziehung der Jugend für die Erfüllung des Schulplanes!
Meine lieben Jungen und Mädchen, werdet bewußte Erbauer des Sozialismus!

Berlin, den 6. September 1952 *W. Pieck*



Pionierehrenwache bei der Staatstrauer um Wilhelm Pieck.

Diese Worte schrieb Wilhelm Pieck in die Chronik seiner Schule. Schüler und Lehrer handeln danach. Diese Überzeugung gewann ich, als ich kürzlich bei einem Aufenthalt in Guben dieser Schule einen Besuch abstattete.
Ich bin Offizier der NVA, und diese Schule erregte mein Interesse, als ich erfuhr, daß ihre Entstehungsgeschichte aufs engste mit der Person Wilhelm Piecks und den bewaffneten Kräften unserer Republik verknüpft ist. Genosse Heinz Kühn, verantwortlicher Redakteur der Gubener Kreiszeitung der „Lausitzer Rundschau", hatte mir davon erzählt:
„Zum 75. Geburtstag Wilhelm Piecks 1951 haben wir Angehörigen der bewaffneten Kräfte der DDR eine ansehnliche Summe Geld gesammelt. Ich war damals Offizier der KVP in Zittau und erinnere mich, daß keiner von uns unter 25,— DM spendete. Wilhelm Pieck schlug vor, das Geld für den Aufbau einer modernen Schule in seiner Heimatstadt, also hier in Guben, zu verwenden. Hier herrschte damals eine erschreckende Not an Schulen. Guben liegt direkt an der Neiße. Fünf Minuten nach zwölf, als die Sowjetarmee schon am jenseitigen Ufer stand, erklärten die Faschisten die Stadt zur Festung und sie wurde infolgedessen fast völlig zerstört. Nach dem Kriege gab es nur eine einzige Schule. Die neue Schule wurde nun als erstes Gebäude eines neuen Stadtteils errichtet. Am 18. Februar 1952 war sie fertig. Genosse Minister Heinz Hoffmann, damals noch Generalinspekteur der Deutschen Volkspolizei, übergab die Schlüssel an den Schulleiter, und Minister Paul Wandel vollzog die Namensgebung." Natürlich schaute ich mir diese Schule persönlich an.

Genosse Pehle, der junge Direktor, ist sichtlich erfreut, einen Angehörigen der NVA bei sich zu sehen. Er selbst ist erst kurze Zeit hier tätig. Durch seine sehr gute Arbeit als Lehrer an einer Landschule erwies er sich als der geeignete Mann für diese neue Funktion. Ich befrage ihn zuerst über den Charakter dieser Schule.
„Seit dem 1. September 1958 ist sie eine 10klassige Tagesheimschule. Es werden zunächst nur Kinder aufgenommen, deren Eltern beide arbeiten. Die Kinder sind hier von morgens bis zum Nachmittag. Sie erhalten Frühstück, Mittagessen und Vesper. Die unteren Klassen ruhen über Mittag. Nachmittags sind dann Spiele, Sport, die Arbeitsgemeinschaften finden sich zusammen, die Schularbeiten werden unter Lehreraufsicht gemacht usw. Es war damals das erste Beispiel im Bezirk Cottbus, von insgesamt 11 in der DDR. Die hier gewonnenen Erfahrungen werden jetzt in der ganzen Republik angewendet. Zweck dieser Einrichtung ist die ausgewogene Verknüpfung von Unterricht, Freizeit und Elternhaus. Unbelastet und bei einem geregelten Tagesablauf können sich die Kinder körperlich und geistig entwickeln."
Genosse Pehle hat nicht übertrieben. Bei einem Rundgang finde ich helle, luftige Ruheräume, Unterrichts- und Spielzimmer und vorzüglich ausgestattete Unterrichtskabinette. Die moderne Küche und der große Speisesaal sind blitzsauber, und die Kinder, denen ich nachmittags auf dem Schulgelände im Freien begegnete, zogen den Aufenthalt hier gern dem Spielen auf lärmerfüllten und belebten Straßen vor.

„Alles das haben wir unserem Genossen Pieck direkt zu verdanken", sagt Genosse Pehle.

Tatsächlich wird nicht nur der neue Name dieser Stadt an unseren ersten Arbeiterpräsidenten erinnern. Die Einwohner selbst kommen sehr schnell auf Wilhelm Pieck zu sprechen, wenn sie von ihrer Stadt erzählen. Und das ist ganz natürlich. Guben ist heute wieder eine Stadt voll pulsierenden Lebens. Wo diese Schule hier zunächst inmitten von Wiesen und Feldern allein auf weiter Flur stand, erstreckt sich heute kilometerweit im Umkreis ein Meer neuer Wohnblocks. Gegenwärtig wächst auf den Trümmern des faschistischen Rüstungsgroßbetriebes Borsig, 200 Meter von der Oder-Neiße-Friedensgrenze zu Polen, ein sozialistischer Industriegigant empor, der VEB Chemiefaserkombinat Guben. Jedes Schulkind hier weiß, daß es Wilhelm Pieck war, der gleich nach 1945 und dann in seinem hohen Amt den raschen Neuaufbau seiner Geburtsstadt bei persönlichen Besuchen, durch briefliche Ratschläge und durch zentrale organisatorische Maßnahmen unterstützte. Und hier in dieser Schule fand ich nicht nur ein sichtbares Beispiel dafür, wie tatkräftig Wilhelm Pieck seiner Geburtsstadt half, sondern in den Gesprächen mit Schülern und Lehrern wurde sehr deutlich, wie seine Persönlichkeit auf Menschen, die ihm begegneten, ausstrahlte und deren Denken und Handeln noch heute beeinflußt.

Einer von ihnen ist Kollege Wolfgang Schern. Lehrer der Unterstufe. 20 Jahre alt. „Ich war hier selbst mal Schüler, bis 1955", erzählt er mir. „Als ich in der achten Klasse war, fuhr eine Delegation aus Guben zum Präsidenten. Ich durfte als einziger Pionier mit. Ich war der Jüngste. Ich hatte keine Ahnung, wie man sich bei so etwas aufführt. Ich hatte direkt Angst. Aber Wilhelm Pieck betrat ganz unzeremoniell den Empfangssaal und begrüßte herzlich jeden einzelnen von uns. Später saß ich dann beim Mittagessen neben ihm. Er erkundigte sich, wie die Pioniere an seiner Schule lernen, woher ich das rote Pionierhalstuch hätte. Ich hatte es mit einem bulgarischen Pionier in der Pionierrepublik ausgetauscht. Jeden von uns fragte er nach dem Steckenpferd, nach dem Beruf, und mich, was ich werden wolle. Ich sagte, ich will gern Lehrer werden. Wilhelm Pieck freute sich darüber und sagte, er könne sich denken, daß der Lehrerberuf der schönste sei. So bin ich nach dem Besuch des Lehrerbildungsinstituts dann auch Lehrer geworden. Die Unterhaltung mit Genossen Pieck hatte mich damals mächtig bestärkt. Ab 1962 — jetzt kann ich es noch nicht, weil man erst Praxis haben muß — werde ich im Fern- oder Direktstudium Pädagogik studieren."

Kollege Schern ist hier nicht der einzige, der mit Genossen Pieck zusammentraf. Genossin Wiesner war 18 Jahre, da wurde sie als Leiterin der Jugendbrigade „Wilhelm Pieck" in der Motorenwicklerei des damaligen Sachsenwerkes, heute Rafena Dresden, Jungaktivistin. Sie war 19, da verlieh ihr Wilhelm Pieck den Titel „Heldin der Arbeit".

„Ich denke oft und gern daran. Ich finde, er war unser aller und bester Lehrer."

„Aber wie sind Sie denn Lehrerin geworden?"

„Das ist schon immer mein Wunsch gewesen. Aber nach dem Krieg mußte ich Mutter und zwei Geschwister versorgen. Ich schüttete später unserem sowjetischen Generaldirektor Fomin — wir waren SAG — mein Herz aus. Er verhalf mir zum Studium."

Zwei junge Menschen, selbst aufgewachsen und erzogen in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat unter der Führung Wilhelm Piecks, erziehen heute die ihnen anvertrauten Jungen und Mädchen in seinem Sinne.



Kollegin Wiesner beim Unterricht.



Wolfgang Schern als Junger Pionier und Schüler auf Besuch beim Präsidenten. Fotos: Archiv



Wilhelm Pieck bei der Grundsteinlegung der Schule.

„Sicher macht Ihnen das alles Freude!" sage ich zur Genossin Wiesner. Sie lächelt. „Am besten ist es, Sie fragen die Kinder. An denen ist doch abzulesen, daß wir alle freudig und mit Liebe die Kinder zu gesunden, gebildeten Menschen, zur Friedensliebe und Völkerfreundschaft erziehen."

Ich lese es bereits ab, als ich durch den Flur zu einer Schulklasse gehe. An den Wänden Ehrenurkunden, Diplome. Eine ganze Menge. „Diplom des Friedens für hervorragende Unterstützung der Friedensbewegung"; „Beste Schule beim Massenturnen, Leistungsklasse I und III im Bezirk Cottbus, anläßlich der ersten SKDA-Meisterschaft vom 18.—20. 11. 1960"; „Urkunde anläßlich des Wettkampfes des Jugendrotkreuzes im DRK. Dritter Platz. Juni 1959" usw. usf. Deshalb bin ich weniger überrascht, als freudig bewegt von dem, was ich wenige Minuten später erlebe.

Zwei Mädchen aus der achten Klasse, Elke Schmidt (13) und Heidlinde Frosch (14) unterhalten sich mit mir. Elke ist ein zierliches hübsches und quicklebendiges Ding mit Pagenhaarschnitt. Ihren Namen habe ich schon an einem Wandbrett gelesen: Sanitäter vom Dienst, Elke Schmidt. Sie zeigt mir Briefe. „Meine Mutti ist Pionierleiterin. Durch sie habe ich eine Adresse von einem Jungen aus Rumänien bekommen. Er heißt Martin, wohnt in Gheorgeni und ist 14 Jahre alt." Elke reicht mir einen Brief. Wie lernst Du, hast Du gute Noten? schreibt Martin. Elke hat gute Noten. „Fast alles zweien", sagt sie stolz, „und nach der Jugendweihe darf ich hinfahren. Seine Eltern haben es auch erlaubt."

Heidlinde, die durch ihr kluges ernstes Auftreten und ihre

(Fortsetzung auf Seite 11)

Der neue Trick

Zeichnung: Arndt

Randglossen

Der Stadtrat von Rendsburg ließ von der Außenfront des Stadttheaters das Ankündigungsplakat zu Priestleys Stück „Schafft den Narren fort!“ entfernen, als bekannt wurde, daß Kriegsminister Strauß anläßlich des Taufaktes des neuen Marineschulschiffes der Bundeswehr im Theaterfoyer einen Imbiß einnimmt.

... und somit wurde allen klar,
der Strauß ist schlimmer als ein Narr.

Die Senatorin für Wohlfahrt und Jugend im Bremer Senat, Mevisse, hat die kürzlich erschienene Militaristenschwarte über das Leben des Nazijagdfliegers Nowotny als „kriegsverherrlichend“ und „jugendgefährdend“ bezeichnet. Der Jugend werde darin ein „geist- und seelenloses Abschußgenie“ als Vorbild hingestellt. In der Zeitschrift der Bundeswehr wurde sie daraufhin verunglimpft, während man das Buch als „wahrheitsgerechte Erinnerung an soldatische Kühnheit und Todesbereitschaft“ anpries.

Die Frau hat wirklich Mannesmut — denn siehste —
nun steht sie selber auf der Abschußliste.

Ein Gericht in Mittelengland setzte ein Strafverfahren gegen einen jugendlichen Einbrecher unter der Bedingung aus, daß dieser sich — wie er vor Gericht angekündigt hatte — um Aufnahme in die westdeutsche Bundeswehr bewerben würde.

Wo große Gangster ihren Sold kassieren,
kann auch ein kleiner Gauner profitieren.

Bei der monatlichen Preisverteilung der Zeitschrift „Bundeswehr“ für eingesandte Kurzverse über die Bonner Armee erhielt Fräulein Ebs, Tochter des Oberfeldwebels Walter Ebs, ein besonderes Lob für folgenden kraftmeierischen Erguß: „Wo einmal Landser zogen, da braucht kein Mensch mehr Wald zu roden.“

... doch ziehen die Landser mal über mich her,
dann schweige ich still und dichte nicht mehr.

L. K.

Bundeshauptmann Straußenauer hält eine

Neujahrsrede

Kammraan — hick! Neues Nachkriechsfrontjahr — hick — is anjebrochen ..., äh ..., jebrochen — hick — schon wieder alles ausjekotzt.

Kammraan! Schuld sin die Roten — hick — Roten ..., verflucht, trinke ab sofort nur noch Weißwein — hick.

Kammraan! Wern dies Jahr kalte Füße kriech ..., äh ..., kalten Kriech auf die Füße bringen. Und der Weinjeist, Kammraan — hick —, marschiert mit, marschiert im Jeiste mit; äh ..., Kammraan, die vom Weinjeist erschossen ..., äh ..., wißt schon, was ich meine.

Kammraan! Und dräut der Feind auch noch so sehr — hick — mit jrimmijen Jebärden — hick —, wir wern uns nie erjeben ..., äh ..., überjeben ..., äh ..., jebt doch mal — hick — schnell den Eimer rüber.



Drei — vier, 'n Lied, Kammraan! Wir wern weitermarschiern — hick — weitermarschiern ..., äh ..., bis alles in Scherben fällt — bums! da ham wir den Mist —, das war der Punschtopp. Feieramd, Kammraan!

Bt.

UNSER BESTER LEHRER

(Fortsetzung von Seite 9)

bescheidene Zurückhaltung fast schon erwachsen wirkt, hat unterdessen verschiedene reizende Volkskunstarbeiten aus der Sowjetunion vor mir auf den Tisch gelegt. „Ich stehe im Briefwechsel mit einem Mädchen, Olja aus Nikolajew. Wir sind beide Pionierfreundschaftsvorsitzende. Sie geht auch in eine Zehnklassenschule. Mein Vati ist Oberleutnant bei der Transportpolizei, und ihr Vati ist Offizier bei der Schwarzmeerflotte. Sie spielt ein Instrument und ich auch. So schicken wir uns gegenseitig Noten. Ich habe ihr geschrieben, daß bei uns an der Schule alle Pioniere sind. In den Klassen gibt es Brigaden, immer sechs Schüler, die machen gemeinsam Schularbeiten, und die besten Schüler helfen den schwächeren. Unsere vierte Klasse sammelt gerade Sachen für die Kinder in Ghana und Guinea. Ich habe schon vier Mal die Nadel ‚Für gute Arbeit als Schüler' und im vorigen Jahr die Nadel ‚Für gute Pionierarbeit' bekommen. Ich will Lehrerin werden oder Chemie studieren. Über alles schreibe ich an Olja."

Wie die beiden so dahersprudeln, fällt mir meine eigene Schulzeit ein — Krieg; Kriegs- und Rassenhetze vom Katheder herab, Verbrecher an der Spitze des Staates — wie sehr und wie zum Guten hat sich doch seitdem unser Leben gewandelt, dank solcher Männer wie Wilhelm Pieck. Manchen Leuten in Westdeutschland ist diese Entwicklung ein Dorn im Auge. Als ich dann noch einmal mit dem Direktor und mit dem Lehrer Sparmann zusammensitze, kommen wir auf dieses Thema zu sprechen. Genosse Pehle erzählt mir, daß alle Lehrer, die körperlich dazu in der Lage sind, Reservistenlehrgänge besuchen. Der Pionierleiter der Schule, Genosse Bindauf, war vorher bei den Luftstreitkräften. Genosse Unterstufenlehrer Pradel hat in der KVP gedient. Sehr oft kommen Genossen der Grenzpolizei in die Schule und berichten von ihrer Tätigkeit. Einmal im Jahr besuchen die zehnten Klassen eine nahegelegene Einheit der Luftstreitkräfte der NVA. „Das Interesse für die Nationale Volksarmee ist bei unseren Schülern sehr groß." Genosse Sparmann, Klassenlehrer der zehnten Klasse, reicht mir ein Schulheft mit der Bemerkung: „Ich habe gerade einen Aufsatz schreiben lassen mit dem Thema ‚Wie stelle ich mir meine Zukunft vor', doch lesen Sie selbst."

Der Schüler Wolfgang Kroker schreibt . . . „Wenn ich meinen zweijährigen Dienst in der Nationalen Volksarmee beendet habe, will ich Meß- und Regelungstechnik studieren. Ich bin dann auch alt genug, um einen Antrag auf Aufnahme in die Sozialistische Einheitspartei zu stellen."

Ich äußere die Bitte, den Jungen selbst einmal zu sprechen. Wolfgang, ein hochaufgeschossener Bursche, ist 16 Jahre alt. Er weiß, was er will. Auf meine Frage, warum er später in die NVA eintreten will, antwortet er ohne Zögern: „Mein Freund Lothar Schneller, der neben uns wohnt, hat im Oktober seinen Dienst beendet. Er hat mir genau darüber berichtet. Außerdem haben wir bei Herrn Sparmann im Gegenwartskundeunterricht schon öfter über den Charakter unseres Staates und der NVA und auch über die Bonner Armee gesprochen. Deshalb gehe ich zur NVA. Drüben in der erweiterten Oberschule (sie liegt etwa drei Minuten von der Wilhelm-Pieck-Schule entfernt) hat sich die gesamte zwölfte Klasse auch freiwillig zur Armee gemeldet."

*

Selten habe ich an einem Tag so viel schöne und belebende Eindrücke empfangen. Selten war ich mir mehr bewußt, welche große Verantwortung wir Angehörigen der Nationalen Volksarmee tragen, damit all das fröhliche Kinderlachen, das Lernen und Leben in unserer Republik wirksam geschützt bleibt. So erfüllen auch wir, die Genossen der Nationalen Volksarmee, das Vermächtnis unseres Genossen Wilhelm Pieck. Und wenn in Guben am 3. Januar 1961, um 16.00 Uhr, Arbeiterdelegationen aus den Betrieben überall am Stadtrand die alten Ortsschilder entfernen und sie durch neue mit der Aufschrift „Wilhelm-Pieck-Stadt" ersetzen, so ehren die Gubener damit ihren größten Sohn und die Bevölkerung unserer Republik ihren unvergessenen Präsidenten.

Ein Glockenspiel, das lügt

Kiel: Bonns Marinestützpunkt Nr. 1

„Kiel hat kein Geld, das weiß die Welt." Diese Melodie gaben einst die ehrwürdigen Kieler Ratsherren dem Glockenspiel ihres neuen Rathauses. Wohl in einem Anflug von Selbstironie; denn verglichen mit Hamburg, Lübeck und Bremen war Kiel damals ein unbedeutendes Provinznest.

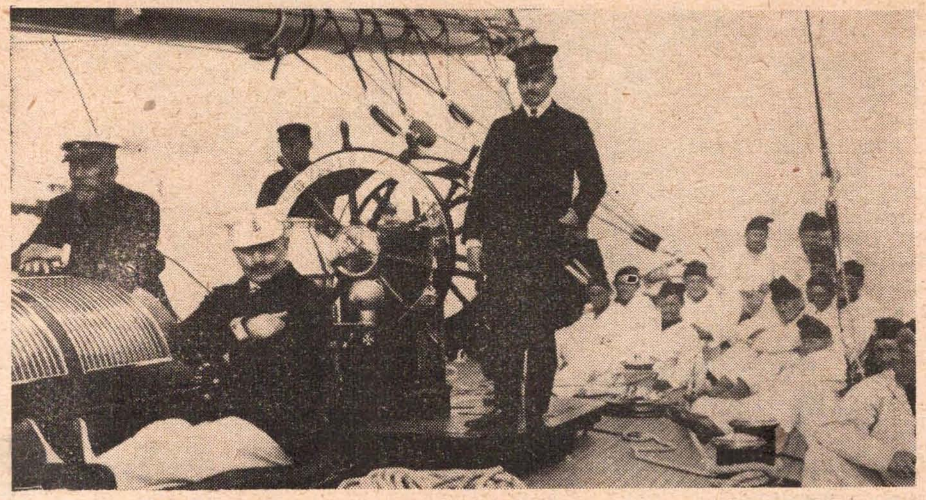
Noch heute klingt diese Melodie über die Dächer der Stadt, obwohl seitdem Millionen und aber Millionen Mark nach Kiel geflossen sind – Goldmark, Reichsmark, Westmark. Sie verschafften Kiel Rang und Namen. Ob die Ratsherren im vorigen Jahrhundert von dieser Art Ruhm träumten? Kiel jedenfalls wurde Kriegshafen Nr. 1 des deutschen Militarismus.

Und so drängen sich heute an der Kieler Tirpitzmole erneut deutsche Kriegsschiffe. Unweit davon steht das U-Boot-Denkmal, dem verbrecherischen U-Boot-Krieg zweier Weltkriege zur Verherrlichung gesetzt. Das Symbol stimmt: Der deutsche Pleitegeier erhebt erneut seine Schwingen.

Aber seinem Aufstieg folgt immer ein noch steilerer Absturz, lehrt die Kieler Geschichte. Die Admirale der Bundesmarine scheinen den Matrosenaufstand des Jahres 1918 und die zerstörten Häuser und Bunker des Jahres 1945 aus ihrer Erinnerung gestrichen zu haben. Nicht aber die Arbeiter der Kieler Howaldt-Werft. Bei den letzten Betriebsrätewahlen wählten sie sich den fortschrittlichsten Betriebsrat Westdeutschlands.

Fotos: Zentralbild (8), MBD (1), Archiv (1); Text: I-I. Huth

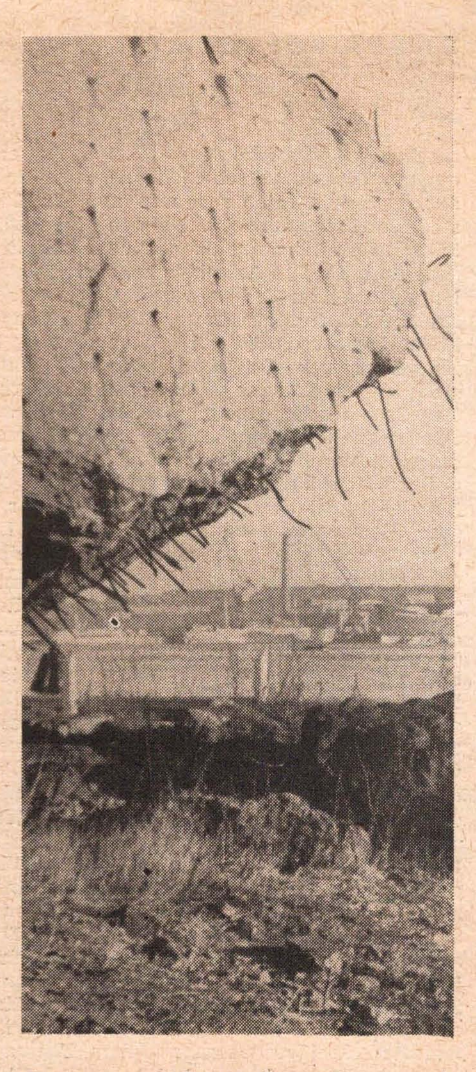




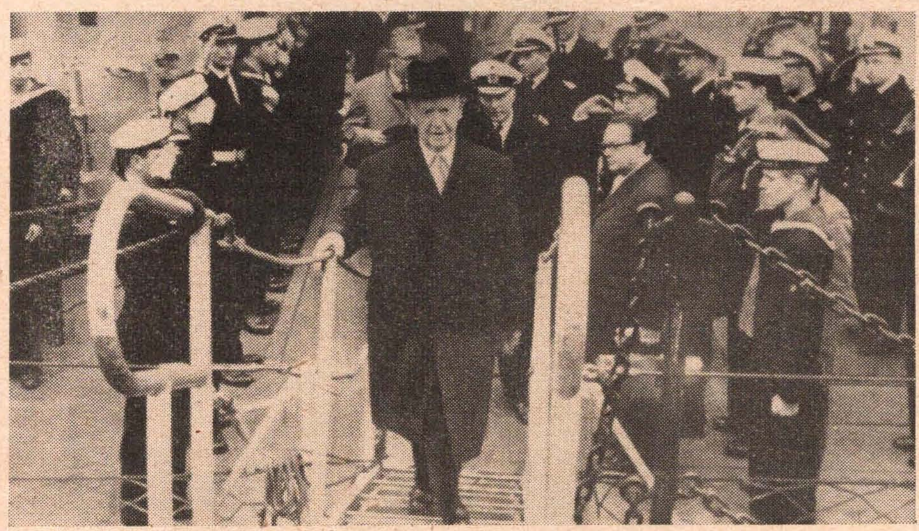
Wilhelm II. auf der „Kieler Woche". Für ihn war Kiel eine Schicksalsstadt. Gerade Kaiser geworden, machte er 1871 Kiel zum „Reichskriegshafen". 1918 ging von Kiel die Revolution aus, nach der mit dem Kaiserreich auch erst einmal die Zukunft des deutschen Imperialismus nicht „auf dem Wasser", wie Wilhelm geprahlt hatte, sondern im Wasser lag.



Die Kieler Ehrenbürger Hitler und Raeder ließen 1937 in Kiel die deutsche Flotte aufmarschieren. Vorerst probeweise. Zwei Jahre später führte diese Flotte zur See den Angriff auf Polen. Als Raeder 1960 starb, gaben ihm ehemalige Untergebene in Treue zu den alten Idealen das letzte Geleit. In der ersten Reihe standen Admirale der Bundesmarine.



Gesprengte U-Bootbunker mahnen noch. Doch die Kräne im Hintergrund arbeiten schon wieder an neuen Schiffen für die militaristische deutsche Kriegsmarine. Im Flottenstützpunkt Kiel sind zur Zeit u. a. Zerstörer und U-Boote stationiert. Ende Oktober wurde von Cuxhafen ein weiteres Geschwader, und zwar Geleitboote, nach Kiel verlegt.

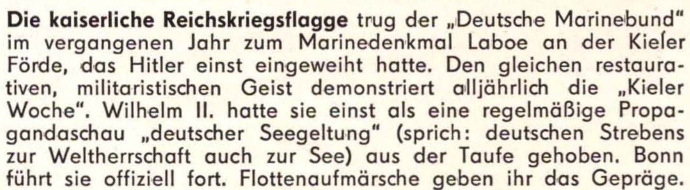


Bonns neuen Bundespräsidenten, Lübke, zog es ebenfalls zu Beginn seiner Amtszeit nach Kiel. Entsprechend den Angriffsplänen der Bundeswehr auf die sozialistischen Länder, deren Ostseeküste „an der ganzen Länge gut zum Landen geeignet ist" (Bundesmarine-Chef Ruge), wurde Kiel zum Hauptkriegshafen Nr. 1 der Bundesmarine ausgebaut. Wird es auch ein Hauptkriegshafen der USA? Der amerikanische Generalstab plant nämlich nach dem Vorbild der berüchtigten 7. Flotte im Mittelmeer, eine USA-Flotte für die Ostsee zu schaffen.

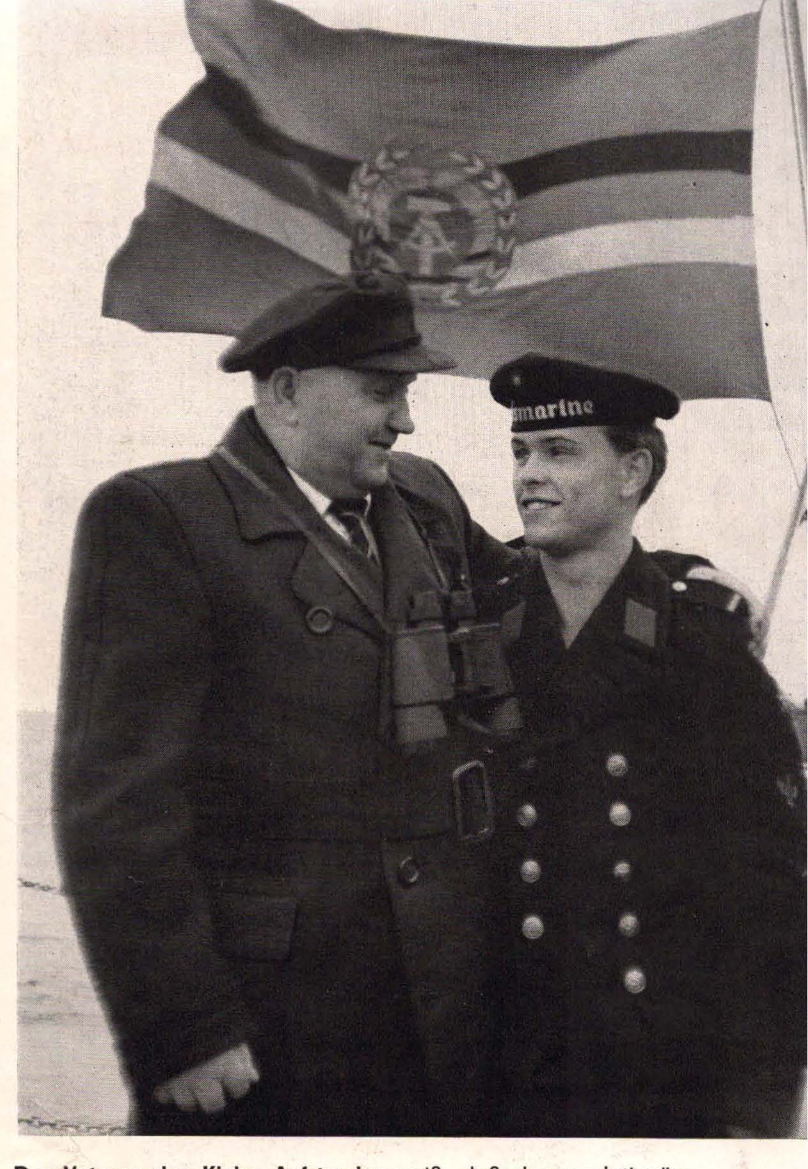


L = Landungsboot. Dieses Landungsboot lag mit seiner Flottille während der letzten „Kieler Woche" an der Tirpitzmole. Schiffe dieser Art werden zu einem Schwerpunkt der Bundesmarine – ein Beweis der aggressiven westdeutschen Pläne im Ostseeraum.

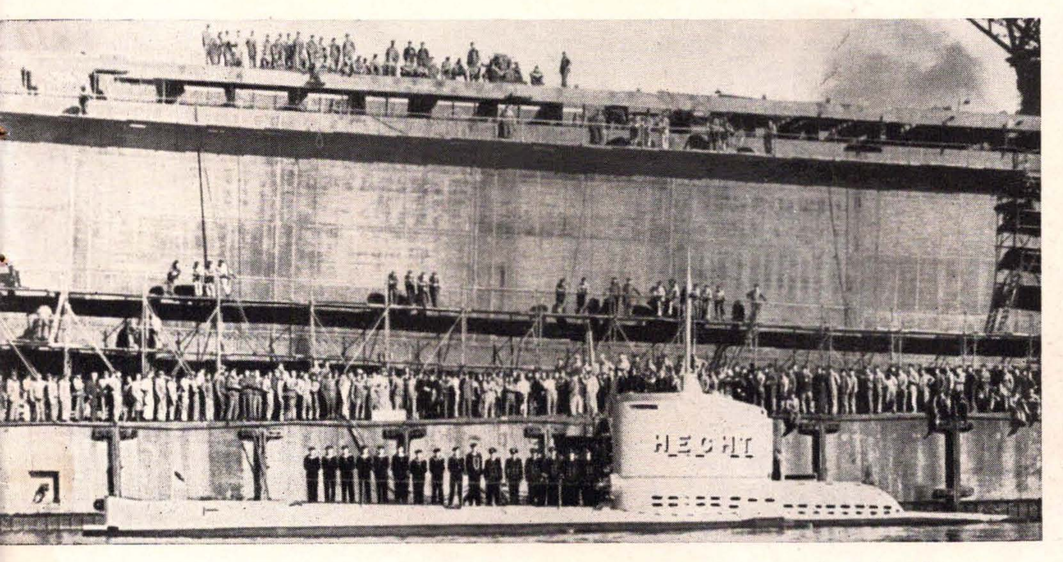




Die kaiserliche Reichskriegsflagge trug der „Deutsche Marinebund" im vergangenen Jahr zum Marinedenkmal Laboe an der Kieler Förde, das Hitler einst eingeweiht hatte. Den gleichen restaurativen, militaristischen Geist demonstriert alljährlich die „Kieler Woche". Wilhelm II. hatte sie einst als eine regelmäßige Propagandaschau „deutscher Seegeltung" (sprich: deutschen Strebens zur Weltherrschaft auch zur See) aus der Taufe gehoben. Bonn führt sie offiziell fort. Flottenaufmärsche geben ihr das Gepräge.



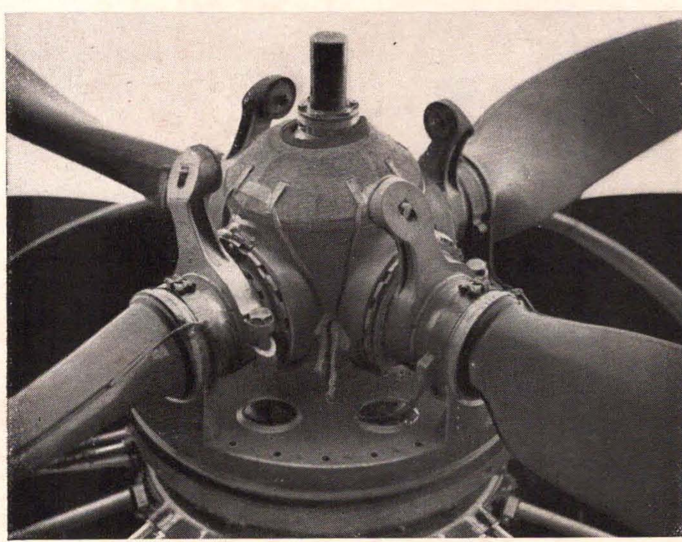
Der Veteran des Kieler Aufstandes weiß, daß der revolutionäre Geist von Kiel in unserer Volksmarine fortlebt. Die revolutionären Matrosen von Kiel konnten einst erst am Ende des Krieges das Auslaufen der Kaiserlichen Flotte zu einer hoffnungslosen Schlacht verhindern. Heute besteht die Möglichkeit, das Auslaufen der Kieler Flotte zur Schlacht überhaupt zu verhindern. Denn unsere Volksmarine, der Warschauer Vertrag existieren bereits, da die Aggressionspläne des westdeutschen Militarismus noch Papier sind.



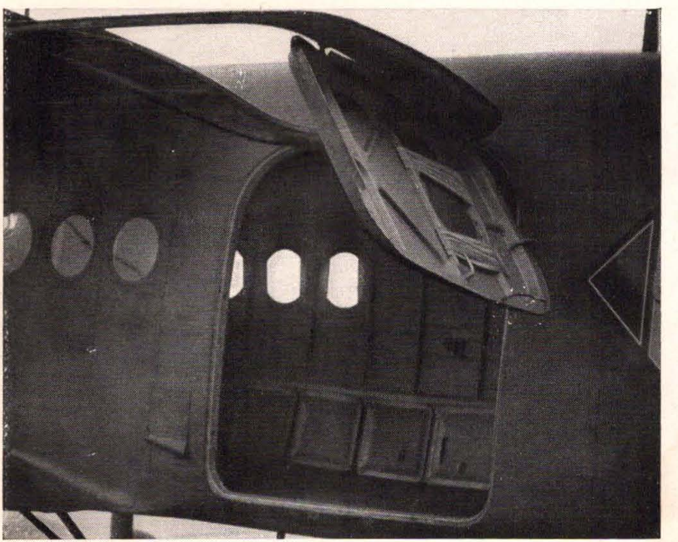
Auf der Howaldt-Werft lief Ende 1957 der „Hecht", das zweite westdeutsche U-Boot, vom Stapel. Zur Zeit arbeitet die Werft an einem Auftrag über 12 U-Boote für die Bundesmarine. Der Kriegsverbrecher und langjährige U-Bootchef der Nazis, Dönitz, wird seine helle Freude haben: Kiel ist wieder Hauptwaffenschmiede und Hauptstützpunkt der U-Boot-Flotte. In Kiel werden zur Zeit aber auch Fischereifahrzeuge für die Sowjetunion gebaut. Der Osthandel ist eine friedliche Alternative zu der Perspektive des Krieges, die Kriegsminister Strauß Kiel bietet.



In die DDR kam Joachim Steppat von der Besatzung des 1. U-Bootes „Hai". Er war nicht der erste von der Bundesmarine, er wird nicht der letzte sein, der nicht länger der Friedensstörung im Ostseeraum mitschuldig sein wollte.



Die AN-2 ist mit einem zuverlässigen Doppel-Sternmotor ausgerüstet, der es ihr erlaubt, bis zu acht Stunden in der Luft zu bleiben. Auf unserem Foto sind an den unteren Enden der Luftschraubenblätter deutlich die Fliehkraftregler zu erkennen, mit deren Hilfe automatisch ein größerer Anstellwinkel der Schraubenblätter im bestimmten Verhältnis zur Drehzahl des Triebwerkes einreguliert und die Motorleistung maximal ausgenutzt wird.

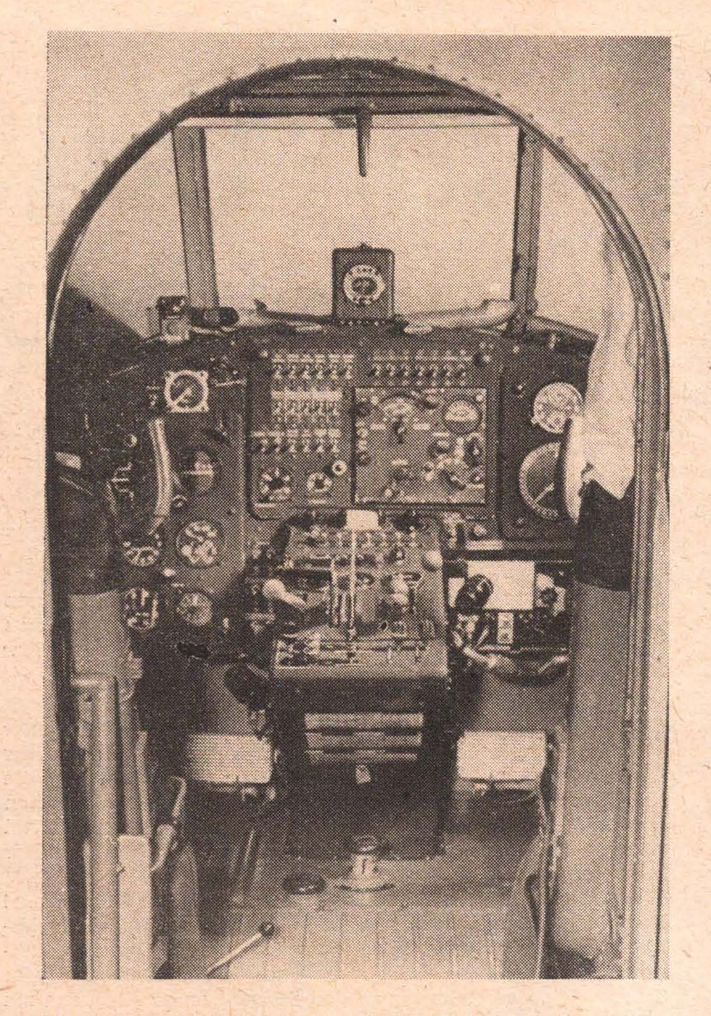


Die kleine Tür ist für die Passagiere, die große Ladeluke für die Fracht. Die AN-2 kann eine Nutzlast von etwa 1500 kg befördern. Für ihre außerordentliche Flugsicherheit spricht, daß sie als einmotoriges Flugzeug für den Passagierverkehr zugelassen wurde und sich tausendfach bewährte. Sonst muß eine Passagiermaschine nämlich, internationalen Anforderungen entsprechend, aus Sicherheitsgründen mindestens zwei Triebwerke besitzen.

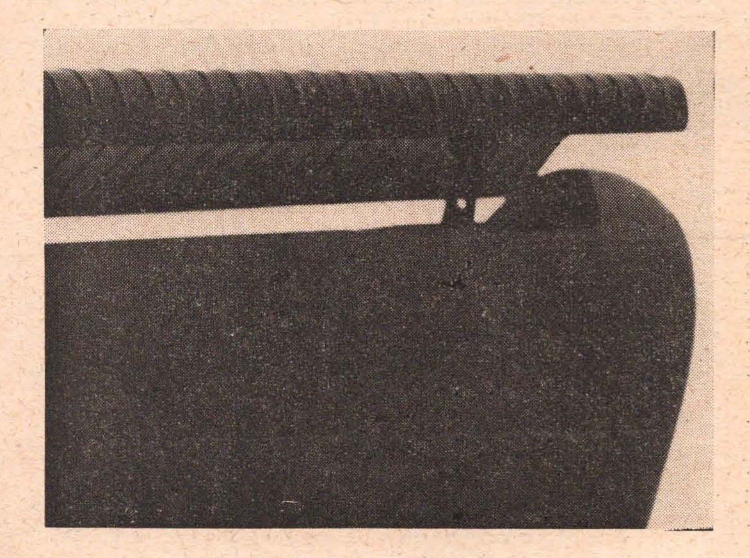
SIND DOPPELDECKER UNMODERN?

FOTOS: GEBAUER · TEXT: BERCHERT

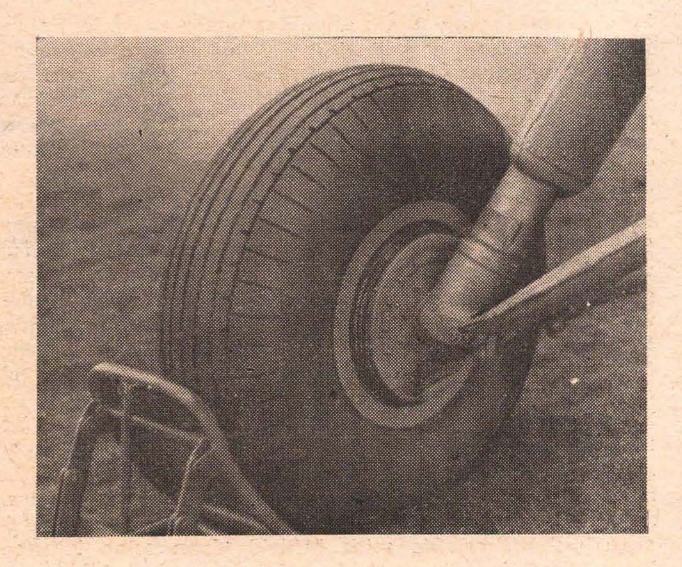
Um die Antwort gleich vorwegzunehmen: Auch im Zeitalter der Raketentechnik und der beginnenden Weltraumfahrt ist unsere brave AN-2, um die es sich hier konkret handelt, durchaus nicht unmodern!
Ein modernes Flugzeug braucht nicht unbedingt gepfeilte Tragflächen und ein Strahltriebwerk zu besitzen – das kommt ganz auf seinen Verwendungszweck an. Natürlich wird die AN-2 nicht als Jagdflugzeug eingesetzt, aber als Transportmaschine, für Luftbildaufnahmen und vor allem als Schulflugzeug ist sie unentbehrlich.
Es dürfte von Interesse sein, daß der von dem sowjetischen Konstrukteur Antonow 1947 bis 1950 entwickelte Doppeldecker (genaugenommen ähnelt er mehr einem Anderthalbdecker) auch in kapitalistischen Ländern, z. B. in England und Kanada, sehr beliebt ist.
Ein besonderer Vorzug der AN-2 ist es, daß sie nur kurze Start- und Landestrecken benötigt, die nicht betoniert zu sein brauchen. Deshalb eignet sie sich auch gut für den Fallschirmsport, für landwirtschaftliche Arbeiten (Düngerstreuen, Schädlingsbekämpfung) sowie für meteorologische und geologische Aufgaben. Beispielsweise rüstete die Sowjetunion ihre Arktisexpeditionen u. a. mit der AN-2 aus. Im Hinblick auf die genannten Einsatzgebiete hat dieser Flugzeugtyp sogar einige Vorzüge gegenüber dem Hubschrauber:
Er ist billiger, wirtschaftlicher, schneller und hat einen größeren Aktionsradius. Außerdem macht sich der Motorenlärm weniger störend bemerkbar (Verwundetentransport!). Damit sei nichts gegen Hubschrauber gesagt, die bestimmte Aufgaben besser erfüllen können als ein Doppeldecker. Auf jeden Fall ist aber die AN-2 auf ihrem Einsatzgebiet ebenso modern wie die IL-18 auf dem Gebiet des Langstrecken- Passagier- und Frachtverkehrs.



Wer immer noch nicht glaubt, daß die AN-2 ein modernes Flugzeug ist, der sollte einen kurzen Blick auf das den Laien sicher verwirrende Armaturenbrett werfen. Die Maschine ist mit allen nötigen Geräten ausgerüstet, um sogar Nacht- und Blindflüge ausführen zu können. Bei der Erfüllung von speziellen Aufgaben, wie z. B. beim Vermessungsdienst, kommt natürlich noch eine Menge weiterer moderner Geräte hinzu.



Zu den unbestreitbaren Vorzügen der AN-2 zählt die Möglichkeit, ihre Fluggeschwindigkeit in weiten Grenzen zu variieren. Maximal fliegt sie etwa 250 km/h. Mit Hilfe der Vorflügel (im Bild ausgefahren) erzeugt sie auch bei einer Geschwindigkeit von nur 80 km/h noch genügend Auftrieb, um sich sicher in der Luft zu halten und einwandfreie Manöver zu fliegen. Wenn es erforderlich ist, kann der Pilot sie sogar nahezu senkrecht niedersinken lassen.



Das Fahrwerk der AN-2 ist hydraulisch „gefedert". Es läßt sich nicht einziehen, kann jedoch anstelle der Räder mit Kufen oder mit Schwimmern versehen werden. Die Start- und Landebahn braucht nur etwa 500–600 m lang zu sein. Im äußersten Notfall genügt sogar ein Kartoffelacker oder ein Kornfeld. Selbst in einer ungewalzten Schneefläche bis zu 35 cm Dicke ermöglicht das Räderfahrwerk einwandfrei Start und Landung.

MEHR GLÜCK ALS VERSTAND

MARK TWAIN

(Die Geschichte ist nicht erfunden. Ich erfuhr sie von einem Geistlichen, der vor vierzig Jahren Lehrer an der englischen Militärakademie in Woolwich war und der sich für ihre Wahrheit verbürgt. — M. T.)

Es war auf einem Bankett in London zu Ehren einer jener zwei oder drei militärischen Größen von fast verdächtiger Berühmtheit, die England heute besitzt. Aus Gründen, die sehr bald einleuchten werden, möchte ich den wirklichen Namen des Mannes und desgleichen seine zahlreichen Titel verschweigen und ihn nur Generalleutnant Lord Arthur Scoresby nennen.

Welcher Zauber geht doch von einem berühmten Namen aus! Leibhaftig saß er hier vor mir, der Mann, von dem ich unzählige Male gehört hatte, seit jenem Tag vor über dreißig Jahren, als der Glanz seines Ruhmes plötzlich von einem Schlachtfeld der Krim bis zu den Sternen emporstieg, um nie wieder zu verblassen.

Ich vergaß Essen und Trinken und starrte unverwandt auf den Halbgott, prüfend, forschend, beobachtend: diese Ruhe, diese Zurückhaltung; die edle Würde seiner Erscheinung; die biedere Redlichkeit, die sein ganzes Wesen ausstrahlte! Dabei schien er weder das Bewußtsein seiner eigenen Größe zu haben, noch zu bemerken, wieviel bewundernde Blicke auf ihn gerichtet waren, mit wie tiefer, aufrichtiger, liebevoller Verehrung die Herzen der Versammelten ihm entgegenschlugen.

Zu meiner Linken saß ein alter Bekannter von mir. Er war jetzt Pfarrer, hatte jedoch die erste Hälfte seines Lebens auf Feldzügen verbracht, in Heerlagern und in Woolwich als Lehrer an der Militärakademie. Jetzt glomm in seinen Augen seltsam verschleiertes Licht; er lehnte sich zu mir herüber, wies verstohlen auf den Ehrengast und raunte: „Unter uns gesagt — er ist ein ausgemachter Idiot."

Das Urteil überraschte mich sehr. Hätte es sich auf Napoleon bezogen, auf Sokrates oder Salomon, ich wäre nicht erstaunter gewesen. Zweierlei jedoch war mir bekannt: Der Pfarrer war ein Mann von strengster Wahrheitsliebe, und er besaß große Menschenkenntnis. Deshalb stand es für mich sofort und unzweifelhaft fest, daß die Welt sich in ihrem Helden irrte: Er war wirklich ein Narr. So beschloß ich, bei nächster Gelegenheit den Pfarrer zu fragen, wie er das Geheimnis als einziger entdeckt hatte.

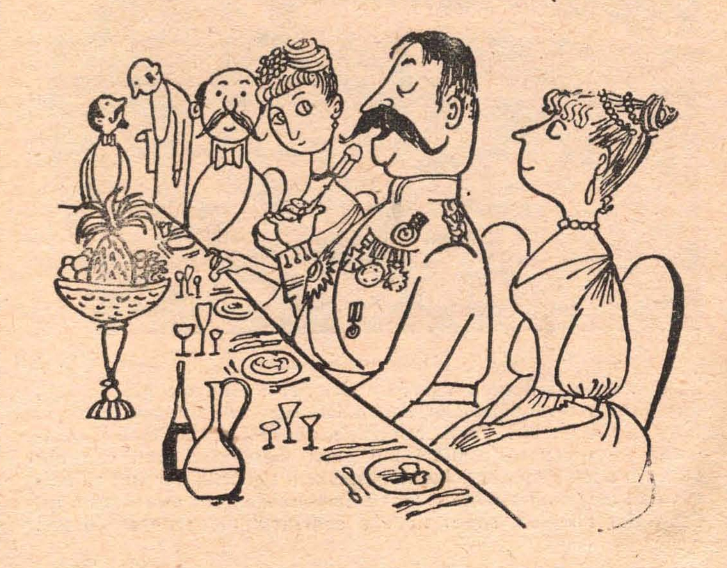
Einige Tage später ergab sich die Gelegenheit, und der Pfarrer erzählte mir folgendes:

„Vor ungefähr vierzig Jahren war ich Lehrer an der Militärakademie in Woolwich. Ich hörte damals in einer Abteilung zu, als der junge Scoresby seine Vorprüfung ablegte. Fast augenblicklich erfaßte mich Mitleid, denn seine Klassenkameraden antworteten rasch und zuvorkommend, während er — mein Gott, er wußte eigentlich überhaupt nichts. Er machte den Eindruck eines guten, freundlichen, liebenswürdigen und harmlosen Jungen, und es war höchst peinlich, ihn mit der größten Unbefangenheit Antworten geben zu hören, die eine wahrhaft beispiellose Unwissenheit und Dummheit verrieten. Voll tiefsten Mitgefühls sagte ich mir, daß er beim Hauptexamen bestimmt durchfallen würde; deshalb wäre es wohl nicht mehr als ein Akt harmloser Menschenfreundlichkeit, wenn man ihm das Durchfallen ein wenig erleichterte. Ich nahm ihn beiseite und entdeckte, daß er mit der Geschichte Cäsars einigermaßen vertraut war; da er im übrigen gar nichts wußte, machte ich mich ans Werk und trichterte ihm im Schweiße meines Angesichts die entsprechenden Antworten auf ein Dutzend Fragen ein, die im Hinblick auf Cäsar gewöhnlich gestellt wurden. Sie werden's mir nicht glauben, aber bei der Hauptprüfung bestand er mit fliegenden Fahnen. Er bestand auf Grund dieser ganz oberflächlichen Einpaukerei sogar mit Auszeichnung, während andere, die tausendmal mehr wußten als er, einfach durchfielen. Ein ganz merkwürdiger Zufall, wie er vielleicht im Laufe eines Jahrhunderts nur ein-, zweimal vorkommt, hatte gewollt, daß ihm keine Frage vorgelegt wurde, auf die ich ihm die Antwort nicht eingepaukt hatte.

Es war erstaunlich. Auch in den übrigen Fächern stand ich ihm bei, aus einem ähnlichen Gefühl heraus, wie eine Mutter es für ihr verkrüppeltes Kind empfindet; und jedesmal kam er davon — offensichtlich nur durch ein Wunder.

Woran er schließlich scheitern mußte, war die Mathematik. Ich beschloß, ihm den Tod so leicht wie möglich zu machen; also drillte ich ihn, büffelte mit ihm, büffelte mit ihm und drillte ihn auf die Fragen, die die Examinatoren wahrscheinlich stellen würden und überließ ihn dann seinem Schicksal. Und nun, Sir, versuchen Sie das Ergebnis zu erraten: Zu meiner Verblüffung gewann er den ersten Preis! Und der Beifall, den er erzielte, grenzte an Triumph.

Schlaf? Eine Woche lang gab es für mich keinen Schlaf. Mein Gewissen peinigte mich Tag und Nacht. Was ich getan hatte, hatte ich aus reinem Mitleid getan und nur, um den Sturz des Jungen zu mildern. Nie hätte ich mir einen solchen Erfolg träumen lassen. Ich fühlte mich schuldig und elend wie ein



Schwerverbrecher. Ich hatte einem ausgesprochenen Holzkopf den Weg zur glänzendsten Laufbahn geebnet, die zu den verantwortlichsten Stellen führte, und nur eines konnte geschehen: Mitsamt seiner Verantwortung mußte er bei der ersten Gelegenheit vor die Hunde gehen.

Der Krimkrieg war gerade ausgebrochen. Natürlich, dachte ich bei mir, das mußte ja kommen. Wir konnten nicht Frieden behalten, und diesem Esel war die Möglichkeit gegeben, zu sterben, bevor man ihn als solchen erkannte. Ich wartete auf das Erdbeben. Es trat ein. Und mir wurde schwindlig, als es eintrat. In der Zeitung stand seine Beförderung zum Hauptmann in einem Linienregiment. Andere Leute können alt und grau werden, ehe sie zu solcher Höhe emporklettern. Wie war es nur möglich, daß man so unerfahrenen und ungeeigneten Schultern eine solche Last der Verantwortung auflud? Ich hätte es kaum ertragen, hätte man ihn zum Fähnrich gemacht; aber zum Hauptmann — nicht auszudenken! Ich glaubte, mich sollte der Schlag rühren.

Nun stellen Sie sich vor, was ich tat — ich, der ich Ruhe und Beschaulichkeit über alles liebe. Ich sagte mir, daß ich meinem Vaterland gegenüber dafür verantwortlich sei: ich mußte dem Jungen zu Hilfe eilen und mein Vaterland vor ihm beschützen, so gut ich konnte. So griff ich seufzend mein kleines Kapital an, das ich in jahrelanger Arbeit voll harter Entbehrungen gespart hatte, ging hin, kaufte mir ein Fähnrichspatent in seinem Regiment, und fort ging's auf den Kriegsschauplatz.

Und dort — du lieber Himmel, es war schrecklich. Fehler? — er machte ja nie etwas anderes als Fehler. Doch, sehen Sie, niemand wußte um sein Geheimnis. Jeder beurteilte ihn falsch, und deshalb erfuhren auch seine Taten eine falsche Deutung. Die größten Dummheiten, die er beging, erschienen als geniale Eingebungen. Wahrhaftig! Schon der kleinste Schnitzer, der ihm unterlief, konnte einen Mann mit gesundem Menschenverstand zum Heulen bringen. Und sie brachten mich zum Heulen, ja ich raste und schäumte vor Wut — im geheimen. Was mich aber förmlich in Angstschweiß versetzte, war die Tatsache, daß jeder neue Fehler, den er beging, den Glanz seines Namens nur noch vermehrte. Er wird so hoch steigen, sagte ich mir, daß man denken wird, die Sonne fällt vom Himmel herunter, wenn die unausbleibliche Entdeckung einmal erfolgt.

Über die Leichen seiner Vorgesetzten hinweg stieg er schnurstracks empor, bis endlich im wildesten Gewühl der Schlacht von ... unser Oberst vom Pferd sank. Alles Blut strömte mir zum Herzen, denn Scoresby stand im Rang gleich hinter ihm! Jetzt ist es soweit, dachte ich, in den nächsten zehn Minuten landen wir alle in der Hölle.

Der Kampf war äußerst erbittert; überall wichen die Verbündeten zurück. Unser Regiment hielt eine entscheidende Stellung besetzt; geschah jetzt ein Mißgriff, so waren wir vernichtet. In diesem entscheidenden Augenblick, was tut da der unsterbliche Narr? Er läßt das Regiment vorrücken und einen benachbarten Hügel besetzen, wo auch nicht die geringste Spur eines Feindes zu entdecken war!

Nur immer zu! sagte ich zu mir selbst, jetzt ist bestimmt alles aus.

Und los stürmten wir und hatten schon den Gipfel des Hügels erreicht, bevor noch das wahnsinnige Unternehmen entdeckt und verhindert werden konnte. Und was fanden wir? — eine ganze zaristische Reserve-Armee, von der kein Mensch etwas ahnte! Und was geschah? Wurden wir in Stücke gehauen? In neunundneunzig Fällen von hundert wäre das unvermeidlich gewesen. Doch nein; der Gegner sagte sich, daß, so wie die Schlacht stand, unmöglich ein einziges Regiment den Angriff wagen könnte. Die ganze englische Armee müsse im Anzug sein, die geplante Kriegslist sei entdeckt und damit vereitelt; so machten sie kehrt und stürzten Hals über Kopf den Hügel hinab auf das Schlachtfeld, und wir hinterdrein; sie selbst durchbrachen die feste zaristische Schlachtordnung und richteten die heilloseste Verwirrung an. Die Niederlage der Verbündeten verwandelte sich in einen entscheidenden, glänzenden Sieg.

Marschall Canrobert, der, überwältigt von Staunen, Bewunderung und Entzücken, den Angriff beobachtet hatte, sandte sofort nach Scoresby, schloß ihn gerührt in die Arme und zeichnete ihn vor der ganzen Armee eigenhändig mit einem Orden aus!

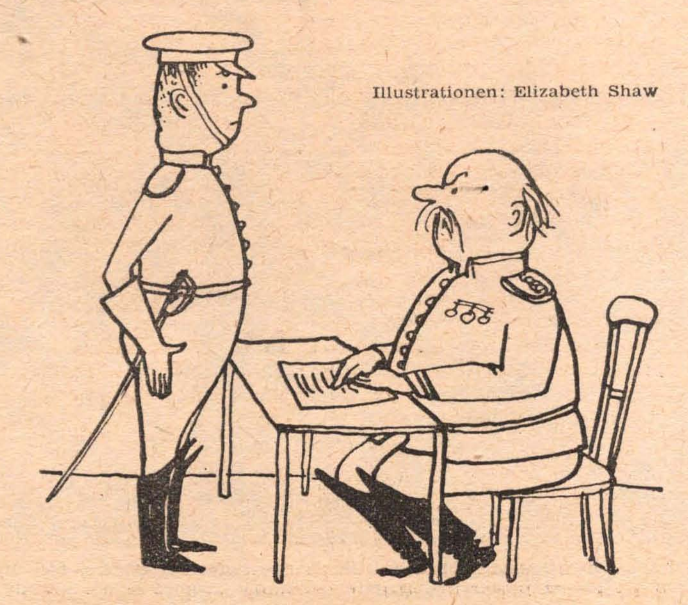


Und was für einen Fehler hatte Scoresby diesmal gemacht? Er hatte einfach rechts und links verwechselt, weiter nichts. Er hatte den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen, um den rechten Flügel zu verstärken; statt dessen rückte er vor und stürmte den Hügel zu seiner Linken. Sein Ruf als einzigartiges Militärgenie erfüllt jedoch seit dem Tag die Welt und wird, solange es eine Geschichtsschreibung gibt, nicht erlöschen.

Er ist immer noch so liebenswürdig, freundlich, gut und anspruchslos, wie ein Mensch es nur sein kann, aber er ist nicht einmal intelligent genug, um sich unterzustellen, wenn es regnet. Das ist die reinste Wahrheit. Er ist der größte Narr der Welt. Noch vor einer halben Stunde wußte das keiner außer ihm und mir. Jahraus, jahrein und Tag für Tag ist er von einem unerhörten und beispiellosen Glück verfolgt worden. Ein Menschenalter hindurch hat er sich in all unseren Kriegen mit Glanz hervorgetan; seine militärische Laufbahn wimmelt von Schnitzern, aber für jeden Fehler, den er beging, hat er entweder einen Orden erhalten oder ist zum Ritter, zum Baronet, zum Lord oder zu — was weiß ich, was sonst noch, ernannt worden. Sehen Sie sich seine Brust an; sie ist über und über mit in- und ausländischen Orden bedeckt. Nun, Sir, jeder einzelne von ihnen ist das Ergebnis irgendeiner haarsträubenden Dummheit, und in ihrer Gesamtheit sind sie ein Beweis dafür, daß Glück die beste Gabe ist, die einem Menschen in die Wiege gelegt werden kann. Ich sage noch einmal, was ich schon auf dem Bankett gesagt habe: Scoresby ist ein ausgemachter Idiot."

(Mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-Verlages, Berlin, aus Mark Twain: „Humoristische Erzählungen".)

Illustrationen: Elizabeth Shaw



AN DEN HÄNGEN DES Kasprowy Wierch

II

Im polnischen Wintersportparadies Zakopane treffen sich vom 5. bis 12. Februar 1961 die besten Armeesportler Bulgariens, Chinas, der CSSR, der DDR, der Mongolischen Volksrepublik, Polens, Rumäniens, der Sowjetunion und Ungarns zur I. Winterspartakiade der befreundeten Armeen.

I. SPARTAKIADE DER BEFREUNDETEN ARMEEN 1961

Alpdrücken konnte man bekommen, ein schreckliches, an den Nerven zerrendes Alpdrücken, wenn man das Wetter sah, von dem ganz Europa in den letzten Wochen heimgesucht wurde. Ob in der Hohen Tatra, ob im Riesen- oder Rilagebirge, ob in den Beskiden oder Karpaten, ob am Fichtelberg oder im Thüringer Wald — überall lechzten Trainer und Aktive nach Schnee. Doch vergebens, Frau Holle hatte kein Einsehen. Und so wurden fast überall Not- und Ersatzlösungen Trumpf.

Bulgarische Skispringer, drei an der Zahl, kamen deswegen für mehrere Wochen nach Oberhof, um gemeinsam mit unseren Genossen auf der mattenbelegten Thüringen-Schanze zu trainieren.

Chancen für Zakopane — wer wägt sie in diesen Wochen nicht gegeneinander ab, die eigenen gegen die der anderen. Langlauftrainer Heinz Holland meint: „An die Sowjetunion werden wir wohl kaum herankommen. Unser Kampfziel lautet, den 2. Platz in der Nationenwertung zu erringen. Und da die polnischen Genossen darauf gewiß auch reflektieren, müssen wir uns vor allem mit ihnen auseinandersetzen. Nun, meine Jungens sind mit den Verhältnissen in Zakopane vertraut, so daß wir in dieser Hinsicht gewappnet sind. Moral und Kampfgeist sind ebenfalls gut, hart trainiert haben wir auch — nun muß der sportliche Wettkampf entscheiden. Wir werden uns alle Mühe geben, daß sich seine Waage zu unseren Gunsten neigt."

Drei Eisen sind es vor allem, die Trainer Hugo Peter für den Spezialsprunglauf im Feuer hat: Den seit kurzem zum ASK Vorwärts Brotterode übergewechselten Werner Lesser, den Weitenjäger Kurt Schramm und den 22jährigen Willi Wirth. Ende November hatte dieses Trio, das in der Freizeit übrigens eine zünftige Skatrunde bildet, insgesamt schon weit über 300 Sprünge auf der Oberhofer Mattenschanze hinter sich.



MIT DEM SKIROLLER haben sich die Oberhofer Langläufer, hier Hans-Hubert Bechmann, auf die Saison vorbereitet. Imitationen waren Trumpf — der fehlende Schnee zwang dazu.

Erfreut über die bis zum Jahreswechsel anhaltende Wärme dürften wohl nur die Bauleute um Ingenieur Stanislav Karpiel gewesen sein, konnten sie doch dadurch den Umbau der Großen Krokwia-Sprungschanze in Zakopane bei frostfreien Temperaturen abschließen. 90 m beträgt jetzt der kritische Punkt, 37 bis 39° der Neigungswinkel, 11 bis 4,5° das Gefälle des Anlaufs und 140 m der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Punkt der Schanze.

FIS-Delegierte und Vertreter des SKDA besuchten Zakopane und sahen sich den umgebauten Bakken an. DDR-Trainer Hans Renner war derart begeistert, daß er ausrief: „Das wird die schönste und modernste Sprungschanze der Welt sein!"

Große Schilder mit knallroten Buchstaben warnen den Autofahrer auf der Tambacher Straße bei Oberhof: „Achtung — Trainingsstrecke!" Auf einem 400-m-Kurs hasten hier kleine Gruppen von Rollschuhläufern zwanzig- bis fünfundzwanzigmal hintereinander im schnellen Diagonalschritt der Skiläufer die Serpentinen hinan. Cuno Werner, Rudolf Dannhauer, Werner Moring — sie alle, die Langläufer des ASK Vorwärts Oberhof, machen hier ein hartes Intervalltraining durch, das ihnen wenigstens teilweise das Schneetraining ersetzen soll.

Holpriger, wesentlich holpriger ist es dagegen auf dem brüchigen Asphalt der Schmückener Straße. Im dichten Nebel begegneten wir Werner Haase, Dieter Köhler-Terz und Hans-Hubert Beckmann beim Skirollern. „Ein Provisorium zwar", erklärt schwitzend Werner Haase, „aber man kriegt doch ganz schön Kondition dabei!"

Ideen muß man eben haben, um aus der Not — sprich: Fehlendem Schnee — eine Tugend zu machen. Die hatte auch Cuno Werner, als er vor Jahren zwei alte Fahrradschläuche nahm, sie an einen Baum band, jeweils das andere Ende um eine Hand schlang und sie im Rhythmus der Skistockbewegungen unter den Achseln kräftig nach hinten zog, immer — links — rechts — links — rechts. Inzwischen haben die Fahrradschläuche längst ausgedient. Heute wird das entsprechende Gerät, das vor allem die Armkraft stärkt und schult, industriell aus Expanderseilen gefertigt.

Koba Tsakadse, der bekannte sowjetische Weitenjäger, von dem man im vergangenen Jahr relativ wenig hörte, scheint in dieser Saison wieder kräftig „mitmischen" zu wollen. Bei der Einweihung der Kisel-Schanze im Permer Gebiet belegte er mit zwei sehr sicheren Sprüngen von 59,5 m und 60,5 m den 2. Platz. Und so wird man gewiß auch in Zakopane mit seinem Erscheinen rechnen dürfen.

Lernen, lernen und nochmals lernen — das ist die oberste Devise der international noch nicht in Erscheinung getretenen Wintersportler der mongolischen Volksarmee für die Spartakiade. Im Ektag-Altai, am Fuße des 4321 m hohen Ulandaban, haben sie ihre Trainingsstätte aufgeschlagen. Ihre Vorbereitungen zielen vor allem darauf ab, in den militärsportlichen Disziplinen Patrouillenlauf und Biathlon einige Punkte zu holen.

Manche Überraschung wird sicherlich von den Skisportlern der chinesischen Volksbefreiungsarmee kommen. Obwohl uns momentan vieles nur vom Hörensagen bekannt ist, dürften die chinesischen Genossen besonders in den militärsportlichen und alpinen Disziplinen sehr stark sein.

Nordische Kombination — welche Chancen haben wir in dieser Disziplin? Trainer Siegmund Leonhardt meint: „Obwohl mir genauere Vergleichsmöglichkeiten fehlen, schätze ich die sowjetischen und polnischen Vertreter am stärksten ein. Von der CSSR haben wir wohl kaum eine ernste Konkurrenz zu fürchten. Wir haben uns das Ziel gestellt, mindestens einen Genossen unter die ersten Drei zu bringen. So wie es momentan aussieht, kommt dafür wohl nur Oberfeldwebel Herzer in Frage. Genosse Höpfner ist zwar im Springen recht gut, hat jedoch noch Schwächen im Lauf. Ein Vorteil für beide besteht allerdings darin, daß sie sowohl die Kombinationsschanze von Zakopane wie die Laufstrecke vom vorjährigen Czech-Marusarzowna-Memorial her kennen."

Oben in der Vosecka-Baude des Riesengebirges haben seit Anfang November die Skiläufer der tschechoslowakischen Volksarmee ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Da auch bei ihnen der Schnee fehlt, machen sie vor allem ausgedehnte Geländeläufe und Klettertouren in den Bergen.

Preisfrage: Was will ein Sportschütze bei den Skiläufern? — Ganz einfach: Kapitän Chury, Teilnehmer der Olympischen Spiele von Rom, trainiert die Patrouillenläufer und Biathlonspezialisten der CSSR im Schießen. Als er kam, gab er ihnen immer noch einen kleinen Punktvorsprung. Inzwischen macht er's jedoch nicht mehr, er will halt seinen guten Ruf nicht aufs Spiel setzen. Denn mittlerweile sind ihm seine Schützlinge schon recht ebenbürtig geworden — und das läßt für Zakopane einiges erwarten!

Renommee, ein sehr gutes Renommee sogar, hat der tschechoslowakische Eishockeysport. Dukla Jihlava heißt das Kollektiv, das die CSSR bei der Winterspartakiade vertreten wird. Von Kapitän Pittner trainiert, stellt es den Stamm der Nationalmannschaft der Junioren. Da die Mannschaft in der ersten Liga wöchentlich zwei Spiele auszutragen hat, wird es für sie keine spezielle Vorbereitung auf die Spartakiade geben. Ja, höchstwahrscheinlich wird sie sogar erst unmittelbar nach Beendigung des letzten Ligaspiels nach Polen abreisen können. „Desto besser", sagen die Spieler, „dann haben wir wenigstens keine Zeit, nervös zu werden!"



HEIMGEKEHRT NACH BROTTERODE ist seit einiger Zeit Werner Lesser. Nunmehr auch verheiratet, ist er der ruhende Pol der von Trainer Hugo Peter (rechts) betreuten Springerschar.
Fotos: E. Gebauer

Swerdlowsk im mittleren Ural ist gegenwärtig die Trainingsstätte der Wintersportler der Sowjetarmee. Im Dezember weilte auch ein Teil unserer Biathlonmannschaft dort, um sich gemeinsam mit den sowjetischen Genossen für Zakopane zu präparieren.

Torun und Bydgozcz heißen die beiden Städte, in denen das Eishockeyturnier der Winterspartakiade ausgetragen wird.

Unter anderem sei bemerkt, daß Wintersportler nicht nur auf ihren Skiern zu Hause sein müssen, sondern auch in etlichen anderen Sportarten. Im Sommer erwiesen sich unsere Skispringer zum Beispiel als recht konditionsstarke Radsportler. Durchschnittlich tausend Kilometer hat jeder von ihnen in den Beinen, gefahren bei Rundstreckenrennen auf Rügen und einem Etappenrennen von Potsdam über Leipzig und Erfurt nach Brotterode. Und das alles nicht etwa auf Renn-, sondern auf gewöhnlichen Tourenrädern.

Vielseitig muß man eben sein, auch und gerade als Skispringer. Wurde seit September auf Matten gesprungen, so dominierten im Sommer andere Sprungformen. Hochsprung aus dem Stand beispielsweise. „Rekordhalter" der Mannschaft ist hier Werner Lesser mit 1,32 m.

Wasserski wurde natürlich auch gelaufen, auf dem Templiner See bei Potsdam. „Das fördert die Kondition und die Standfestigkeit", erklärte Trainer Hugo Peter. „Es hat uns sehr geholfen, weil es den Springern vor allem auch großen Spaß machte. Weniger Spaß machte es uns Trainern allerdings, daß wir dauernd unser Motorboot reparieren und flicken mußten."

Zakopane ruft! — Vorbei ist das Sommertraining, vorbei auch die Monate, da die unmittelbare spezielle Vorbereitung wegen des fehlenden Schnees mit vielen Not- und Ersatzlösungen gestaltet werden mußte. Die ersten Wettkämpfe sind im Gange oder stehen vor der Tür. Nun muß sich zeigen, ob unsere Aktiven wirklich fit sind für die harten Tage, die sie bei der Winterspartakiade erwarten. Ja, es werden harte, aber auch schöne und erlebnisreiche Tage sein, Tage, in denen sich erneut Waffenbrüderschaft und Zusammenarbeit der sozialistischen Armeen bewähren werden.



Als verständnisvolle Soldatenbraut lernten wir *Dietlinde Greiff* (Bild) in dem Film „Schritt für Schritt" kennen. Sie antwortete auf unsere Frage: „In seiner zweijährigen Dienstzeit wird doch vom Soldaten sehr viel verlangt. Seine Ausbildung ist hart und anstrengend. Ich glaube nicht, daß er genügend Zeit hätte, sich aufmerksam seiner Frau und seiner Familie zu widmen. Tut er das eine, so vernachlässigt er gewiß das andere, also den Dienst. Der aber scheint mir für den Schutz unserer Republik wichtiger. Und so ist es wahrscheinlich besser, wenn er mit dem Heiraten noch eine Weile wartet."

Foto: DEFA-Schütt

Als wir noch kleine Steppkes waren, verspielt und den Kopf voller Dummheiten, wurden solcherart Fragen ganz einfach am gefiederten Blatt der Eberesche entschieden. Sie kennen doch noch den schönen Abzählvers: Verliebt — verlobt — verheiratet — geschieden — verliebt — verlobt — verheiratet ... — Aus! Das letzte Blatt lag am Boden, es gab immer den Ausschlag. So einfach war das. Und erst später, als wir heranwuchsen und die erste heimliche Freundin hatten, merkten wir plötzlich, daß Liebesdinge alles andere als einfach und unkompliziert sind, sondern tausend Fragen, Zweifel, Konflikte und Probleme heraufbeschwören, für die es keine „Schicksalslösungen" am Ebereschenbaum und auch keinen Abzählvers gibt.

Tausend Fragen — jedem präsentieren sie sich anders und sind im Kern doch überall gleich. Eine, die das Soldatenleben betrifft, haben wir für die erste unserer nunmehr allmonatlich erscheinenden aktuellen Umfragen ausgesucht: Sollte man als Soldat heiraten, als Soldat oder junger Unteroffizier, der meist mit 18 Jahren die Uniform anzieht und nach durchschnittlich zwei Jahren wieder ins Zivilleben zurückkehrt?

So griffen wir denn, frei nach Goethe, hinein ins volle Menschenleben, eingedenk seines Wortes: Und wo ihr's packt, da ist's interessant. Zunächst schien es jedoch absolut nicht so, hielt doch *Gefreiter Hans Mahlitz (19)* unsere Frage für vollkommen undiskutabel: „Heiraten — das hängt allein davon ab, ob ich 'n passendes Mädel finde. Wenn ja, dann ist mir's egal, in welchem Lebensabschnitt ich mein Junggesellendasein aufgebe." Man sieht wieder mal, aller Anfang ist eben schwer, zumal uns *Obermatrose Leo Bensch (19)* das gleiche erklärte. Nur den einen Zusatz machte er: „Nicht lange fackeln, wenn die Richtige gefunden ist!"

Die Richtige zu finden — das scheint in der Tat gar nicht so leicht zu sein. *Soldat Edmund Fieger (18)* ist jedenfalls noch mächtig auf der Suche. Und als hätten wir mit Entsetzen Scherz getrieben, so faßte er unsere bescheidene Frage auf: „Während der Armeezeit heiraten? — Ist überhaupt nicht drin!" Nach dem Warum befragt, erklärte er: „Wo ich doch als Kraftfahrer heute hier und morgen da bin und überall neue Mädels kennenlerne, eine meist hübscher als die andere."

Das war also das erste klare NEIN, wenn auch in wenig löblicher Absicht und aus recht zweifelhaften Motiven gesprochen. Da führt *Gefreiter Roland Edelmann (19)*, gleichfalls Kraftfahrer, schon triftigere Gründe ins Feld: „Ich will nach meiner Entlassung studieren. Und vor Abschluß des Studiums kommt eine Heirat schon wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht in Frage." *Oberfeldwebel Willi Wirth (22)*, bekannter Spezialsprungläufer des ASK Vorwärts Brotterode, springt ihm dabei hilfreich zur Seite, wenn er meint, daß „das Gehalt eines Soldaten nicht dazu angetan ist, eine Familie zu gründen". — „Sparen muß man", sagt deswegen *Hauptfeldwebel Hans Brand (46)* und schlägt gleich eine Monatssumme von zweihundert Mark vor. „Das macht nach zweijähriger Dienstzeit genau 4800,— DM, also ein solider materieller Grundstock für die Ehe." Der aber muß sein, ohne ihn geht es nicht, behauptet er. Es ist zu sehen, der Mann kann rechnen oder hat es zumindest in seinen zweiundzwanzig Ehejahren gelernt. *Gefreiter Peter Dorn (19)*, gleichfalls verheiratet und Vater von zwei Kindern, ist aus eigener Erfahrung — wie er ausdrücklich betont! — lange nicht so pessimistisch, was das liebe Geld angeht. Wenn er manchmal finanziell auch ganz „schön zu knabbern" hat, so fühlt er sich dennoch sehr glücklich in seiner einjährigen Ehe. Was Wunder, daß er unsere Frage mit der Gegenfrage beantwortet: „Warum sollte man als Soldat nicht heiraten?" Um eine nähere Erklärung gebeten, meint er: „Wenn sich zwei Menschen lieben und Vertrauen zueinander haben, dann sollen sie auch heiraten, selbst wenn der Mann Soldat ist. Ich habe es jedenfalls noch nicht bereut. Da meine Familie nicht am

Dienstort wohnt, wird die Liebe bei jedem Urlaub neu aufgefrischt. Trotz der Trennung hat es noch nie Krach oder ernste Differenzen gegeben. Im Gegenteil, meine Frau und ich verstehen uns wunderbar."

Das behauptet auch *Oberfeldwebel Horst Hilpert*, Bordmechaniker einer AN 2 und Vater fünf strammer Jungen, von seiner Ehe. Eine durch die militärischen Pflichten bedingte Trennungszeit der Ehepartner wirkt sich seines Erachtens nicht negativ aus, weil „die Frauen heute selbständiger sind als früher, denn meistens arbeiten sie und stehen dadurch dem Leben nicht hilflos gegenüber." Ähnliche Gedanken mögen auch den *Offiziersschüler Sigurd Westphal (21)* bewegt haben, als er uns sagte: „In der Trennung muß sich die Liebe bewähren. Eine Ehe, die nur auf dem gemeinsamen Schlafzimmer fußt, taugt nichts."

Mit dem Letzteren einverstanden, aber hinsichtlich der Trennungsfrage ist *Kanonier Siegfried Grunicke (19)* schon etwas skeptischer: „Es kommt darauf an, ob man sich am Dienstort verheiratet oder nicht. Ist die Frau weit weg, dann sieht es schlechter aus." Wie weit sie im ungünstigsten Falle weg sein darf, fixierte *Gefreiter Joachim Meyer (19):* „Nicht mehr als 50 Kilometer!" *Unteroffizier Gerhard Teuscher (20)* wohnt mit seiner Familie in diesem Radius, ist aber trotzdem konsequent dagegen, daß man als Soldat heiratet: „Mir ging's nämlich so", erzählt er. „Und wie sah das aus? — Als Soldat muß man eben um Mitternacht wieder in der Kaserne sein. Das ist klar, und darüber gibt's keine Diskussion. Was macht man aber, wenn der Geist willig und das Fleisch schwach ist? Mir ist das passiert, d. h. ich blieb. Die Rechnung dafür, daß ich mich von den weiblichen Reizen über die Ausgangszeit hinaus einfangen ließ, wurde mir am nächsten Tag präsentiert: Fünf Tage Bau!" Seitdem sagt er konsequent NEIN, wenn es darum geht, ob man als Soldat heiraten soll.

WER VIEL FRAGT,

KRIEGT

VIELE ANTWORTEN

Eine ähnliche Empfehlung gab übrigens *Oberstleutnant Hollstein* auch seinem bei der Volksmarine dienenden Sohn Klaus, als dieser ihm seinen Heiratswunsch offenbarte. „Ein Jahr ist er jetzt dabei. In den nächsten zwei, die er noch zu machen hat, beginnt aber erst der Ernst des Lebens. Da geht's 'raus auf See. Und nichts ist mit regelmäßigem Urlaub oder einträchtigem Familienleben! Also, was wird sein: Die Frau wird sich die Augen ausheulen nach ihm, und er wird seinen Grips auch sonstwo haben, bloß nicht beim Dienst. Ich habe ihnen gesagt: ‚Bleibt beide zusammen, haltet gute Freundschaft, spart fleißig, und wenn Klaus seine Armeezeit 'rumhat, dann heiratet und werdet glücklich! Bis dahin aber wartet noch.'"

Für ein klares NEIN plädiert auch *Flugzeugführer Leutnant Ruß (23)*, vor allem deshalb, weil man „mit 18 oder 19 Jahren noch gar nicht heiratsfähig" sei. Ihm pflichtet *Gefreiter Klaus-Dieter Pfeffer (20)* bei, wenn er meint: „Um eine Ehe einzugehen und sich fürs Leben zu binden, muß man schon etwas älter sein." Während er das mit 28 bis 30 Jahren beziffert, legt sich *Genosse Dr. Elste*, Oberarzt an der Hautklinik der Berliner Charité, auf kein bestimmtes Alter fest, obgleich auch er den Standpunkt vertritt, daß man getrost einige Jahre warten soll. „Denn zu jung heiraten ist erfahrungsgemäß meist identisch mit unüberlegt heiraten. Da lernen sich zwei Menschen kennen, gehen zusammen tanzen und treten allzuschnell in intime Beziehungen. Es kommt zur Schwangerschaft — und schon wird Hals über Kopf geheiratet, ohne reifliches Nachdenken, ohne sich überhaupt richtig kennengelernt zu haben. Das sind dann jene Kurzschluß- und Verlegenheitsehen, die bald wieder auseinanderfallen und ihr Ende vor dem Scheidungsrichter finden. Eine Ehe jedoch, die von Bestand und für die Gesellschaft nützlich sein soll, darf nicht allein auf dem sexuellen Verständnis fußen, sondern setzt in erster Linie voraus, daß beide Partner die notwendige menschliche und moralische Reife dafür besitzen."

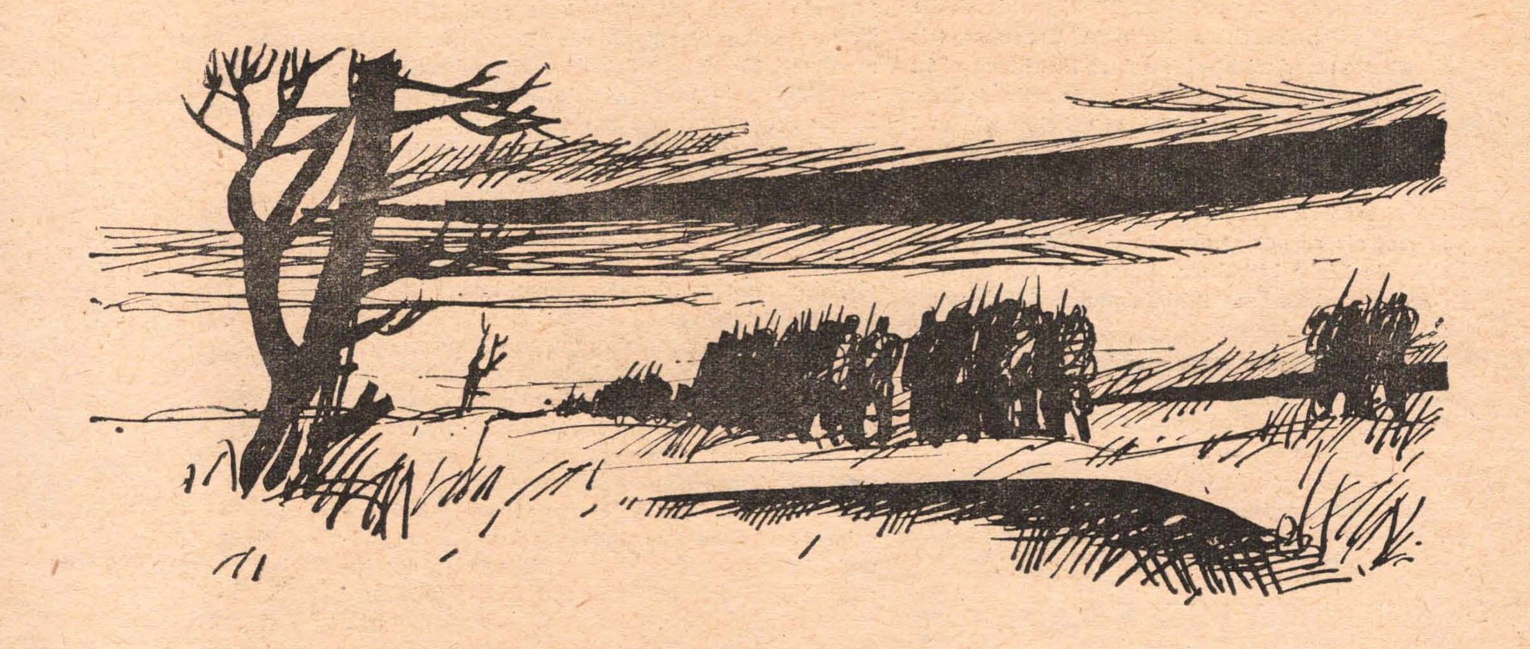
So schließt sich langsam der Kreis der Meinungen und verdichtet sich dazu, daß es in der Regel unklug und unzweckmäßig wäre, als Soldat oder junger Unteroffizier, der lediglich zwei Jahre in der Armee dient, zu heiraten. „Wahrscheinlich ist es besser", meint *Hilde Eisler*, Chefredakteur des „Magazin", „wenn sich der junge Soldat nach einem Mädchen umschaut, das ihm gefällt, das charakterlich zu ihm paßt und mit dem er gern den Bund fürs Leben schließen möchte. Es muß doch nicht immer gleich geheiratet werden. Viel wichtiger ist es, daß man sich erst einmal genau kennenlernt und gemeinsam prüft, ob die Verbindung so tief und fest ist, daß aus ihr eine Ehe entstehen kann. Die durch die dienstlichen Aufgaben des jungen Soldaten bedingte Trennung kann dabei ein sehr wesentlicher Prüfstein für beide Partner sein. Haben sich beide in dieser Zeit die Treue bewahrt, dann sollten sie heiraten, wenn der junge Soldat wieder ins Zivilleben zurückgekehrt ist."

Wenn auch, wie Ludwig Uhland einmal sagte, die Minne der Wunder viel hat, so scheint das doch die günstigste Lösung, die passendste Antwort auf unsere Frage zu sein. Niemand soll, will oder kann daraus ein generelles „Heiratsverbot" ableiten. Das war niemals Sinn oder Absicht unserer Umfrage. Sie wollte einzig und allein eine Frage klären, vor die sich jeder junge Soldat oder Unteroffizier einmal gestellt sehen kann. In diesem Sinne werden wir auch unsere weiteren Umfragen gestalten. Dann also bis zum nächsten Mal!

K. H. Freitag

Soll man als Soldat heiraten?

Tabakmarsch



Die nachstehend veröffentlichte Episode entnahmen wir einer Neufassung der sowjetischen Erzählung von Alexander Bek „Die Wolokolamsker Chaussee". Diese Erzählung wird im Jahre 1962 im Deutschen Militärverlag erscheinen.

Es waren etwa sieben oder acht Tage vergangen, seitdem ich das Bataillon übernommen hatte. Wir waren schon ausgerüstet und hatten Waffen; wir übten bereits mit Gewehren, verschanzten uns, lernten sprungweise vorgehen, robbten, marschierten.

Eines Abends bekamen wir den Befehl, uns im kommenden Morgengrauen auf einen Fünfzig-Kilometer-Marsch zu begeben, einen Orientierungspunkt im Flußtal zu erreichen, dort zu nächtigen, am Ausgang des nächsten Tages diese fünfzig Kilometer wieder zurückzulegen und nach Talgar heimzukehren. Ebensolche schweren Marschrouten waren auch anderen Bataillonen befohlen, — General Panfilow trieb die Bataillone in Märschen voran.

Die Leute rüsteten sich am Vorabend zum Marsch, schliefen in der Nacht, und bei Tagesanbruch, als die Sonne noch nicht aufgegangen war, stand das Bataillon bereit.

Einem Nichtsoldaten hätte es wahrscheinlich geschienen, als stünde vor ihm ein bedrohlicher Truppenteil: die Reihen gut ausgerichtet; an den Gewehren blinkten neue Bajonette; die Soldaten wie ein einziger Mann in voller Marschuniform; wie ein einziger: mit eingerollten Mänteln, mit Gasmasken und Pionierspaten in grünlichen, nicht verblaßten Hüllen; mit Stahlhelmen, die am Rucksack befestigt waren; an den Koppeln hingen, ein wenig schwer, Granaten und Patronentaschen mit je hundertzwanzig Schuß. Ein wenig schwer ... bei vielen sogar sehr schwer, das bemerkte ich auf den ersten Blick. Ich sah lose eingerollte, wulstig überstehende Mäntel; Rucksäcke mit nicht festgespannten Tragriemen; Granatbeutel, die auf dem Bauch baumelten. Nur wenige Mann zeichneten sich durch wirkliche soldatische Korrektheit aus. Unter ihnen war Kurbatow.

Ich rief ihn vor die Front und sagte: „Genossen! Hier steht ein Gruppenführer, der sich für den Marsch ausgerüstet hat, wie es sich für einen Soldaten gehört; während des Marsches wird es für ihn leichter sein als für andere. Seht nur her, wie bei ihm alles sitzt, wie die Riemen gespannt sind! Ich habe euch das zwanzig Mal erklärt und gezeigt; aber ihr versteht es trotzdem nicht. Wahrscheinlich ist meine Sprache nicht hart genug. Ich werde nun nicht mehr reden, sondern überlasse dies euren Mänteln, euren Spaten, euren Rucksäcken. Mögen sie mit euch reden. Ihr glaubt, sie hätten keine Zunge? Sie haben eine! Und schärfer als die meine! Soldat Garkuscha, her zu mir!"

Der immer lächelnde, stupsnasige Garkuscha trat vor die Front. Der Granatbeutel rutschte nach vorn und wackelte beim Laufen.

„Marschfertig?"

„Fertig, Genosse Bataillonskommandeur."

„Stell dich neben Kurbatow. Soldat Golubzow, her zu mir!"

Golubzows eingerollter Mantel war so dick, daß er ihm fast auf die Backe rutschte. Der Rucksack hing nicht auf dem Rücken, sondern auf der Verlängerung des Rückens.

„Marschfertig?"

„Fertig, Genosse Bataillonskommandeur."

„Stell dich neben Garkuscha."

Nachdem ich etwa zehn Leute zusammen hatte, an denen alles besonders augenfällig baumelte, stellte ich sie an die Spitze des Bataillons.

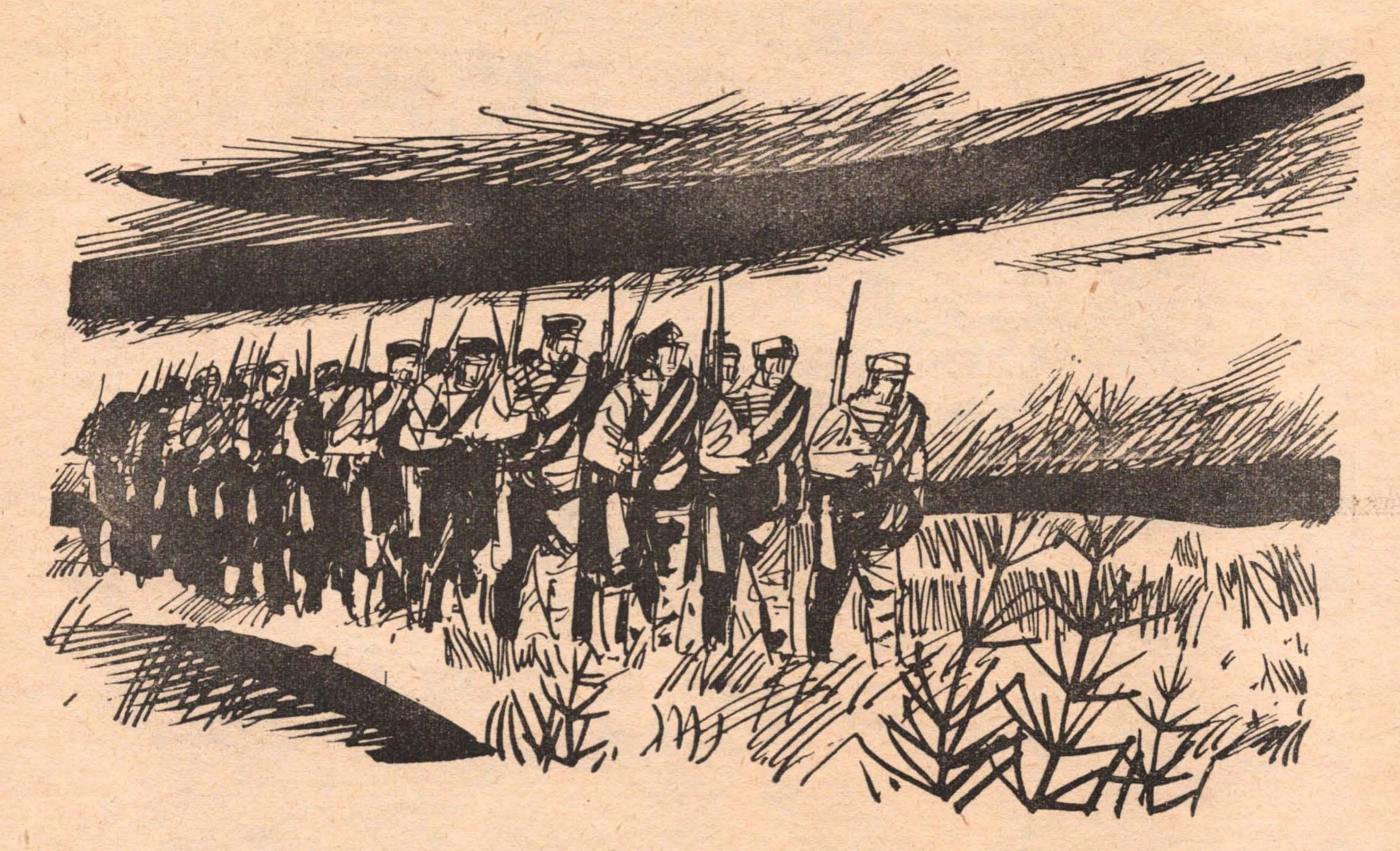
„Bataillon, stillgestanden! Rechts — um! Mir nach. Im Schritt vorwärts — marsch!"

Es ging los.

Ich ging neben jenen, die ich herausgeholt hatte und beobachtete sie unbemerkt. Zehn, fünfzehn Minuten marschierten sie ohne Mühe. Der Granatbeutel schlug Garkuscha während der ganzen Zeit leicht an die Beine. Endlich streckte er die Hand zum Beutel aus, um ihn fortzurücken.

Golubzow wollte die Mantelrolle wegschieben, die groben Stichelhaare des Mantelstoffs begannen seinen Hals zu scheuern.

Einem Dritten stieß der Pionierspaten an die Beine.



Im Gehen versuchten sie, sich zu helfen. Das gelang aber nicht.

Nach weiteren zehn Minuten blickte Garkuscha sich um und streckte den Bauch vor, damit der Beutel nicht wackelte. Als er meinem Blick begegnete, versuchte er, besonders herzlich zu lächeln.

Golubzow wand den Hals hin und her, um mit dem Gesicht die Mantelrolle wegzustoßen. Auch der Rucksack begann, ihn zu stören. Er zwängte seine Hand unter den Riemen und wollte den Rucksack unbemerkt höher schieben. Aber Garkuscha streckte schon nicht mehr nur den Bauch vor. Er drückte sich seitwärts vorbei und verlangsamte den Schritt.

Ich befahl: „Garkuscha! Schritt halten! Nicht hinter Kurbatow zurückbleiben!“

Der verdammte Beutel begann wieder zu schlagen.

So marschierten wir sechs Kilometer. Ich zeigte den Soldaten wieder Kurbatow, dann rief ich: „Garkuscha, her zu mir!“

Gebückt lief er herbei. Im Zug lachte man los.

„Nun, Garkuscha, melde. Marschfertig?“

Er schwieg düster.

„Hast du mit dem Granatbeutel gesprochen?“

„Jawohl . . .“

„Nun, dann erzähle den Soldaten, was er dir sagte.“

Er schwieg.

„Erzähl nur, geniere dich nicht!“

„Was ist da zu erzählen? Unsereiner glaubt Worten nicht, na, sagt man, laß mal angreifen.“

„Und hast du angegriffen?“

„Ich hab nicht angegriffen, aber der Beutel da . . .“

Und Garkuscha haute so etwas hin, was man auf Papier nicht zu schreiben pflegt. Nachdem er seine Seele auf diese Weise erleichtert hatte, lachte er selbst mit.

Ich rief Golubzow, den schwitzenden, mit rotgeriebenem Hals, vor.

„Und nun seht mal hierher, Genossen. Hat deine Mantelrolle mit dir gesprochen? Und der Rucksack auch? Erzähl mal, was sie dir beigebracht haben.“

Ich zwang auch Golubzow, vor den Soldaten zu sprechen.

So erzählten alle, einer nach dem anderen, wie sie von ihren Sachen geplagt worden waren. Dann sagte ich: „Wer hat es also schwer, wenn der Mantel zu dick gerollt, wenn der Granatbeutel nicht an der richtigen Stelle sitzt? Der Soldat oder der Bataillonskommandeur? Der Soldat! Ich habe euch das zwanzig Mal erklärt, aber ihr habt wahrscheinlich gedacht: In Gottes Namen! Tun wir's schon ihm zu Gefallen, damit er uns nichts anhaben kann! Und habt's irgendwie gemacht. Doch kam es nun so, daß es nicht ‚ihm zu Gefallen‘, sondern für euch selbst geschah. Manchem haben die Dinge das schon beigebracht. Bei der Rast, jetzt gleich, kann jeder seine Ausrüstung neu ordnen. Wenn ich sehe, daß irgendwer mich auch jetzt nicht verstanden hat, dann werde ich ihn aus der Reihe vortreten und in meiner Gegenwart mit den Dingen reden lassen, der mag sich überzeugen, daß die Dinge eine schärfere Zunge haben als ich.“

Nach dieser Rast brauchte ich niemanden mehr vortreten zu lassen. Niemand wollte noch mit den Dingen reden.

*

Das Bataillon zog weiter.

Fünfzig Kilometer in praller Julihitze, das ist keine Kleinigkeit, besonders für Menschen, die an so etwas nicht gewöhnt sind. Ich gucke mich um, die Kompanien sind schon auseinandergerissen, manch einer bleibt schon zurück. Ich tadele die Kommandeure. Einige Zeit später prüfe ich von neuem die Kolonne. Mein Tadel hat nichts genützt, sie hat sich noch mehr in die Länge gezogen. Ich sprach schon härter mit den Kommandeuren. Das half aber auch nichts. Die Kommandeure waren selbst müde, manche hinkten.

Ich ritt an die Spitze und rief: „Weitergeben: Der Chef der Maschinengewehrkompanie an die Spitze der Kolonne!“

Zehn Minuten später lief schnaufend der langbeinige Kraew herbei.

„Genosse Bataillonskommandeur, melde mich auf Ihren Befehl zur Stelle!“

„Warum ist Ihre Kompanie so auseinandergezogen? Wann werden Sie Zwischenraum halten? Bevor Sie nicht Ordnung hineingebracht haben, werde ich Sie jeweils an die Spitze der Kolonne rufen. Das ist alles. Gehen Sie!“

(Fortsetzung auf Seite 26)



Zeichnung: Poche

UNSICHTBARES LICHT / Von Gerhard Berchert

Stellen wir uns einmal folgendes vor: Es ist Nacht. Wir marschieren während einer Übung eine Landstraße entlang. Nur langsam geht es vorwärts, denn man kann kaum die Hand vor Augen sehen. Plötzlich hören wir, wie sich von hinten ein Fahrzeug nähert — aber es ist nirgends ein Autoscheinwerfer zu entdecken, nicht einmal ein abgeblendeter.

Nach dem Motorengeräusch zu urteilen, kommt uns ein LKW mit ziemlicher Geschwindigkeit nachgebraust. Jetzt ist er ganz nahe.

„So'n Wahnsinn!“ knurrt einer. Dann retten wir uns mit einigen Sätzen auf den nächsten Kartoffelacker.

Da hält der Kraftwagen. Es steigt jemand aus. Als der Mann bei uns auf dem Feld steht, erkennen wir in ihm einen Offizier. Und weil die Geschichte ja eine erfundene ist, sagt er zu uns:

„Wenn ihr auch nach X. wollt, könnt ihr aufsteigen!“

„Wir sind doch nicht lebensmüde“, spricht einer unsere Gedanken aus, aber weil die Füße weh tun, klettern wir doch hinauf. Als der LKW mit uns losbrummt, merken wir, daß unser freundlicher Gastgeber sein molliges Fahrerhaus verlassen hat und bei uns hinten sitzt.

„Keine Angst, es passiert nichts“, sagt er.

„Sind die Scheinwerfer kaputt?“ erkundigt sich einer.

„Aber nein, die sind doch angeschaltet.“

„Angeschaltet???“

„Natürlich, wir haben nur Infrarot-Filter davor, deshalb kann man mit bloßem Auge nichts sehen.“

„Ach so!“ lassen sich jetzt einige von uns hören. Ihnen ist alles klar.

„Wieso ‚ach so‘?“ fragen die übrigen. Ihnen ist gar nichts klar.

„Ich will euch das Prinzip erklären“, sagt der Genosse. „Infrarot-Strahlen sind Wärmestrahlen — gewissermaßen unsichtbares Licht. Jede normale Glühbirne setzt mehr Energie in Wärme um als in sichtbares Licht. Sie ist eine Quelle infraroter Strahlung. Doch nicht nur Glühbirnen, auch arbeitende Motoren, sogar Menschen und Tiere strahlen Wärme ab.“

„Man kann die Wärme doch aber nicht sehen“, wirft jemand ein.

„Sehen nicht, aber sichtbar machen“, antwortet der Genosse.

„Du kennst doch einen elektrischen Belichtungsmesser?“ fragt er in die Richtung, aus welcher der Einwurf kam.

„Ich habe selber einen.“

„Na also, umso besser. Die Fotozelle deines Belichtungsmessers spricht auf den Bereich des sichtbaren Lichtes an ...“

„Natürlich, und je heller die Lichtquelle bei gleicher Entfernung leuchtet, desto stärkeren Strom läßt die Fotozelle fließen — man sieht's ja am Zeigerausschlag.“

„Nun brauchst du dir nur noch vorzustellen, daß die Fotozelle so eingerichtet ist, daß sie auf Wärmestrahlung reagiert“, ergänzt der Genosse, „dann hast du das ganze Geheimnis gelüftet.“

„Mir ist das alles ein bißchen zu simpel“, sagt einer. „Zeigerausschlag, schön und gut — aber man weiß doch dann immer

noch nicht, ist das nun ein Mensch, ein Kraftfahrzeug oder der heiße Schornstein einer Fabrik.“

„Na, das läßt sich auch herauskriegen“, lautet die Antwort. „Dazu ist allerdings ein gewisser technischer Aufwand nötig. Man braucht vor allem einen Bildwandler, der das ‚Wärmeabbild‘ des beobachteten Körpers — ähnlich wie in einer Fernsehkamera — zunächst in elektrischen Strom verwandelt. Dieser Stromfluß wird auf einem Leuchtschirm sichtbar gemacht — und man weiß dann ganz genau, was sich da nachts im Gelände herumtreibt. Unser Kraftfahrer hat z. B. auch solch ein Gerät, sonst könnte er ja bei dieser Finsternis nicht mit normaler Geschwindigkeit fahren. Man kann im Prinzip auch Maschinengewehre mit derartigen Geräten ausrüsten, um den Gegner bei völliger Dunkelheit zu bekämpfen.“

„Wenn die Infrarotstrahlung, die von ihm ausgeht, auch stark genug ist“, meldet sich ein Zweifler.

„Selbstverständlich — sonst muß man ihn anleuchten, so wie das unser Kraftfahrer mit den Bäumen an der Straße macht. Denn Bäume, Steine und Schlaglöcher sind natürlich normalerweise auf dem Nachtsichtgerät nicht zu erkennen. Deshalb mußten wir ja auch unsere Scheinwerfer einschalten. Natürlich befindet sich, wie ich vorhin schon sagte, vor jedem von ihnen ein Filter, das dem sichtbaren Licht den Weg versperrt und nur die langwelligen, infraroten Strahlen durchläßt. Treffen diese Strahlen auf irgendeinen Körper, so werden sie von ihm reflektiert und im Nachtsichtgerät aufgefangen. Wenn uns der ‚Gegner‘ anleuchtet, sehen wir das natürlich auch mit Hilfe dieses Gerätes.“

Wie sich jetzt herausstellt, begleitet uns auf unserer Phantasiereise auch ein leidenschaftlicher Fotoamateur.

„Wenn sich die Infrarotstrahlung physikalisch ebenso verhält wie sichtbares Licht, dann müßte man doch damit auch fotografieren können, ohne daß das der Fotografierte ohne Hilfsmittel merkt“, meint er.

„Mit einem infrarotempfindlichen Film geht das“, wird er daraufhin belehrt. „Für Porträtaufnahmen von der Braut ist das allerdings nicht zu empfehlen, die Ergebnisse würden wahrscheinlich nicht ganz den Erwartungen entsprechen. Unter bestimmten Bedingungen aber dringen Infrarotstrahlen besser durch Rauch, Nebel, Regen und Staub als sichtbares Licht. Hier liegen die Vorzüge der Infrarotfotografie.“ Eigentlich wäre damit das Wichtigste über Nachtsichtgeräte gesagt, und wir können jetzt unsere Fahrt abbrechen. Aber da meldet sich noch ein Genosse zu Wort.

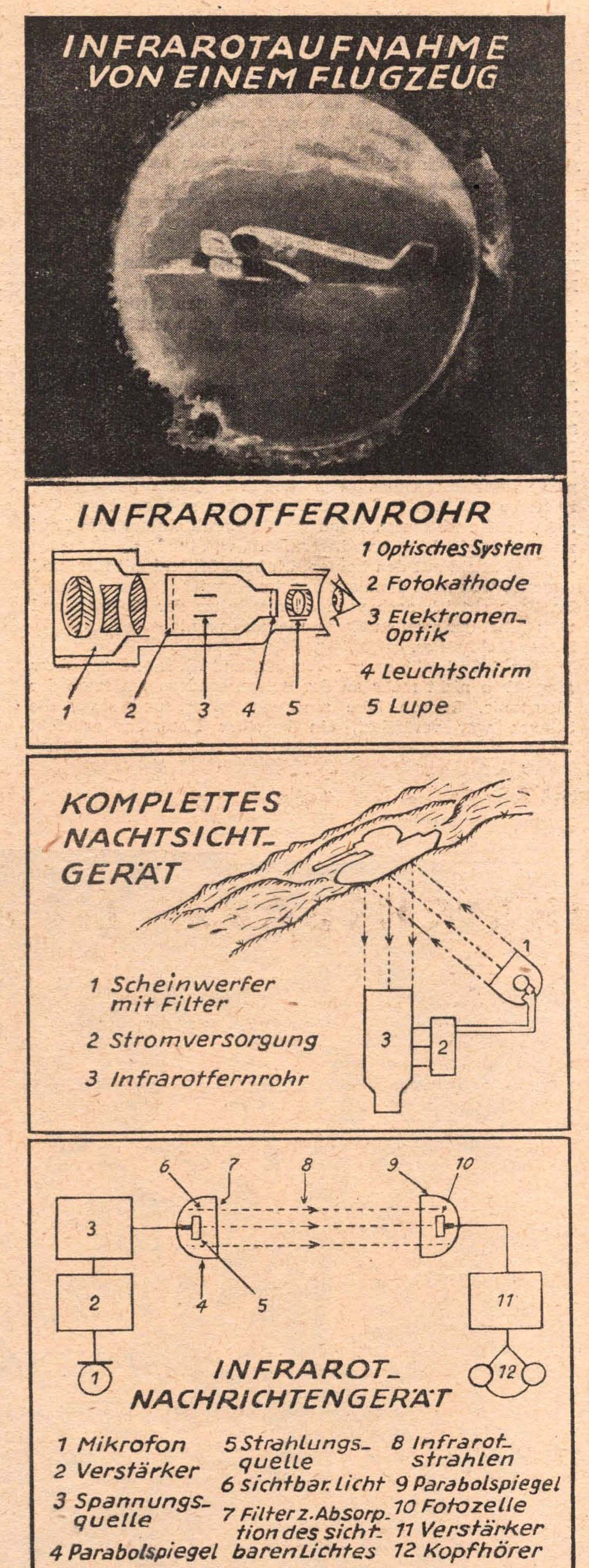
„Wenn man Infrarotstrahlen erzeugen und in einiger Entfernung wieder sichtbar machen kann, dann müßte man mit solchen Geräten doch auch unsichtbare Blinksignale geben können.“

Das leuchtet ein.

„Sehr richtig“, sagt auch unser Begleiter. „Bereits im zweiten Weltkrieg wurden Infrarot-Nachrichtengeräte erprobt, mit denen man über mehrere Kilometer sogar Sprechverkehr unterhalten konnte. Voraussetzung für das einwandfreie Funktionieren derartiger Geräte ist allerdings, daß sich zwischen den beiden Stationen keine Hindernisse befinden, sondern daß sie sich ‚sehen‘ können. Sie besitzen dafür eine gute Richtwirkung und sind schwer abzuhören. Das Arbeitsprinzip derartiger Infrarot-Telefone ist leicht zu verstehen: Man spricht in ein Mikrofon und verwandelt damit die Schallwellen in Stromschwankungen. Der Strom wird verstärkt und mittels eines Scheinwerfers in Lichtschwankungen umgesetzt. Selbstverständlich befindet sich vor dem Scheinwerfer ein Filter, das nur unsichtbares Licht durchläßt. Diese Infrarotstrahlen fängt man in der Gegenstation mit einem Parabolspiegel auf und verwandelt sie wieder in elektrischen Strom, den man als gesprochenes Wort im Kopfhörer wahrnimmt.

Doch jetzt sind wir in X. angekommen — ihr müßt wieder absteigen. Eines will ich nur noch sagen: Es gibt sogar Raketen, die eine Infrarot-Spürnase besitzen. Sie orientieren sich nach den heißen Verbrennungsgasen feindlicher Flugzeuge und lenken sich damit selbsttätig ins Ziel. Vielleicht ist sogar damals der Powers bei Swerdlowsk von einer solchen Rakete getroffen worden.“

Da stehen wir nun auf der nachtkühlen Straße von X. — hätte ich beinahe gesagt. Aber nein, wir sitzen ja in Wirklichkeit schon wieder am warmen Ofen und freuen uns über die belebende Wirkung seiner infraroten Strahlung.



Tabakmarsch *(Fortsetzung von Seite 23)*

Die Bataillonskolonne zu überholen, war nicht leicht: das war fast ein Kilometer.
Dann rief ich in gleicher Weise den Chef der zweiten Kompanie, Sewrjukow, herbei. Der war schon nicht mehr jung, bis zum Krieg Hauptbuchhalter einer Tabakfabrik in Alma Ata. Als er mich erreicht hatte, konnte er nicht sofort zu Atem kommen.
Er hörte mich an und entgegnete dann: „Genosse Bataillonskommandeur, den Leuten fällt es sehr schwer. Könnten wir nicht einen Teil der Last auf die Wagen laden?"
Ich antwortete: „Schlagen Sie sich diesen Unsinn aus dem Kopf!"
„Und wie sollen wir mit den müden Leuten fertig werden? Wie will man einen Menschen zwingen, wenn er nicht kann?"
„Was kann er nicht? Den Befehl ausführen?"
Sewrjukow schwieg.
Jeder Kompaniechef kam einmal zu mir gelaufen.
Doch für Sewrjukow erwies sich die einmalige Jagd als nicht genügend. Am Schwanz seiner Kompanie schleppten sich die Nachzügler.
Ich sah ihn an, den vierzigjährigen, müden, vor seiner Kompanie Marschierenden. Von den angegrauten, sorgfältig rasierten Schläfen strömte Schweiß über sein staubiges Gesicht. Mußte ich diesen Mann wirklich noch einmal zum Lauf zwingen? Es fiel ihm so schwer! Doch, was tun?
Er hat Mitleid mit den Leuten, ich habe Mitleid mit ihm, und dann ... Was wird dann aus uns, im Kampf?
Im Trab ritt ich nach vorn an die Spitze der Kolonne und rief: „Chef der zweiten Kompanie nach vorn!"
Dieses Mal half es.
Wieder ließ ich alle an mir vorüber, und ich sah: Sewrjukow ging schon nicht mehr an der Spitze, sondern am Ende der Kompanie. Er sah böse aus, energischer, und sogar die Stimme war verändert, ein barscher Kommandeurbefehl traf mein Ohr.
Die ganze Kolonne marschierte ausgerichtet, klar hoben sich die Abstände zwischen den Gruppen ab, niemand blieb zurück.
Und so gelangten wir schließlich an Ort und Stelle, brachten die fünfzig Kilometer ohne einen einzigen Nachzügler hinter uns.
Die Leute jedoch waren sehr müde. Nach dem Befehl: „Ruht!" fielen sie wie hingemäht ins Gras. Alle dachten: Gleich gibt's Essen und dann — schlafen.
Aber es kam anders.

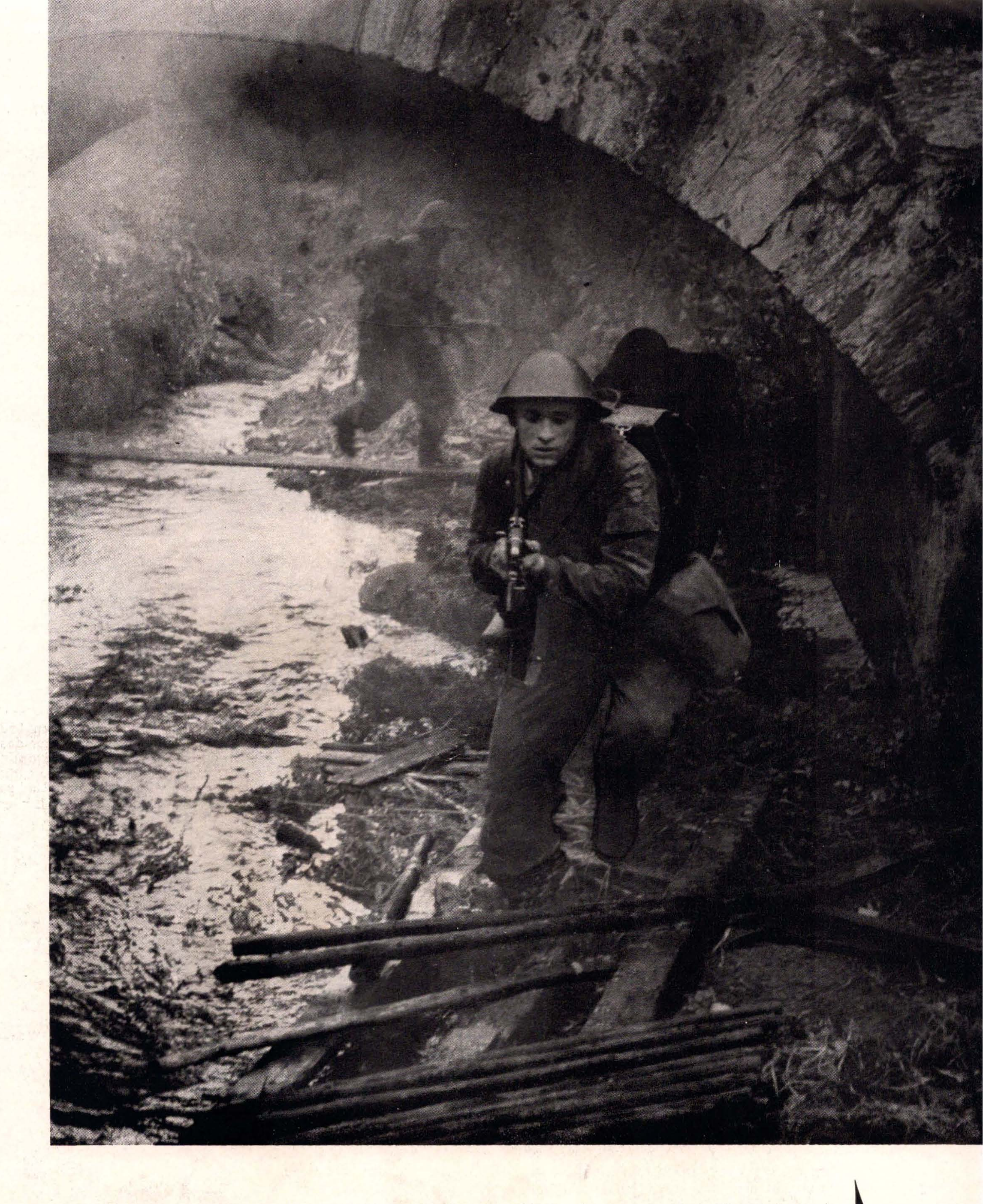
*

Beim Marsch waren uns, wie es sich gehörte, einige Feldküchen gefolgt. Doch als wir an den Rastplatz kamen, befahl ich, Holz für die Küchen nicht vorzubereiten, die Lebensmittel nicht in die Kochkessel zu werfen, sondern sie jedem Soldaten nach Norm und in rohem Zustand auszugeben: Fleisch — soundso viel Gramm, Grütze — soviel, Fett — soviel, und so weiter.
Die Kommandeure und Soldaten waren außer sich. Alles roh, was sollten sie denn damit anfangen? Viele von ihnen hatten noch niemals im Leben gekocht, sie wußten nicht, wie man Suppe bereitet.
Es wurden Stimmen laut:
„Wir haben Küchen! Die haben das Essen für uns zu kochen!"
Ich fuhr dazwischen: „Ruhe! Ihr macht, was befohlen ist. Jeder Soldat kocht sich sein Essen selbst!"
Und nun flammten in der weiten kasachischen Steppe, am Ufer des Flusses Ila, viele Lagerfeuer auf. Einige meiner Soldaten waren so müde, so erschöpft, daß sie nicht kochten und sich hungrig schlafen legten. Manchen brannte die Grütze an, lief die Suppe über, sie verdarben mehr als sie aßen. Für sie war das der erste Unterricht in der Kochkunst.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

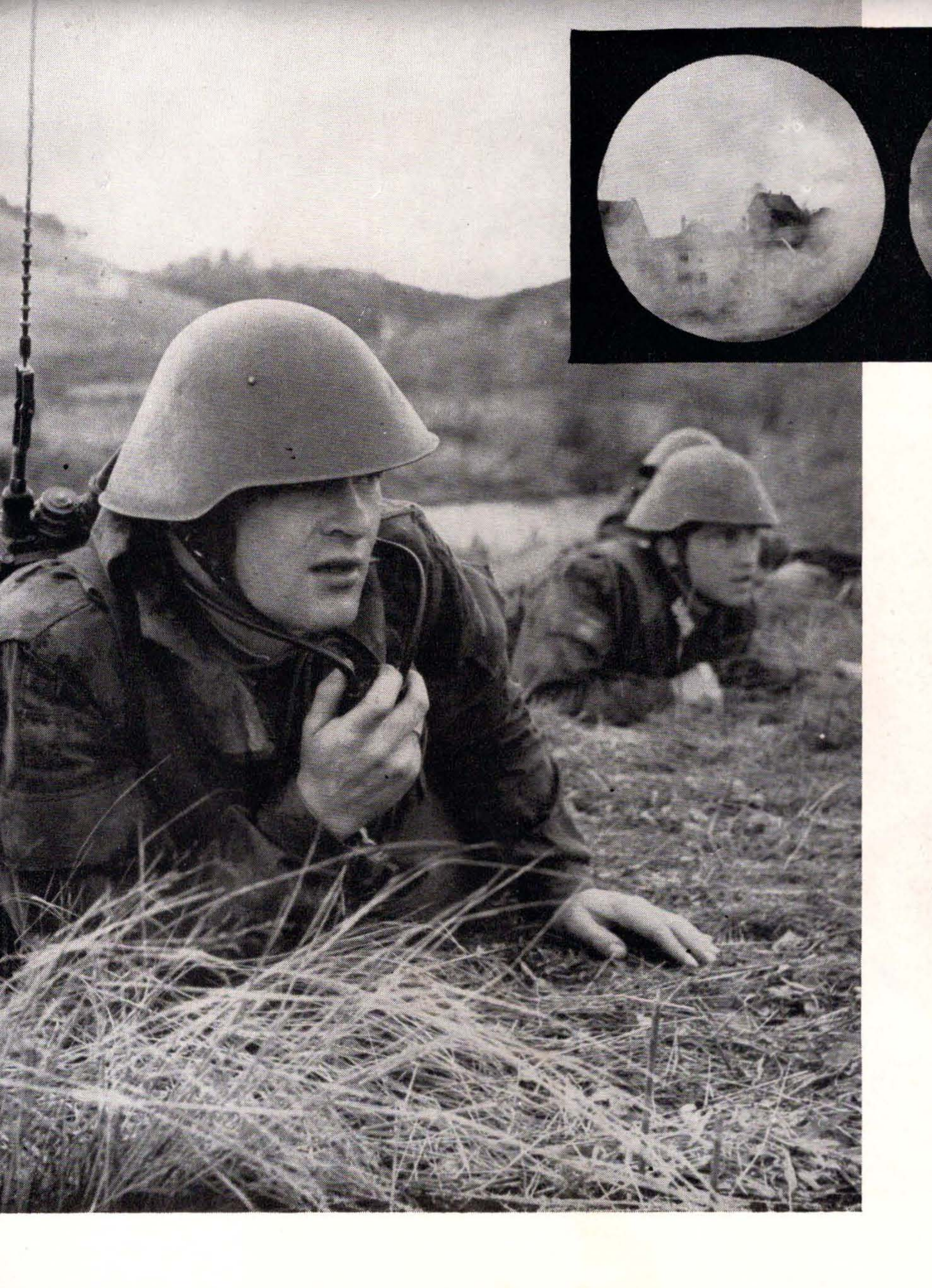
Illustrationen: Grapentin





Durch sumpfiges Gelände, über kleine Wasserläufe, unter Brücken hindurch ging der Angriff auf den stark befestigten Stützpunkt. H. Spisla, H. Zühlsdorf und H. Usczeck waren mit Kamera und Bleistift dabei

Sturmgruppe vorwärts!



Über das Tornisterfunkgerät steht der Kompaniechef mit seinen Zugführern in ständiger Verbindung. Aufmerksam beobachtet er das Vorgehen der Züge und den in der Artillerievorbereitung liegenden Stützpunkt des „Gegners", die alte Wassermühle (links), das wichtigste Sturmobjekt in diesem Angriff. Es wurde vom „Gegner" außerordentlich stark und gut befestigt und ist eine harte Nuß.



Der Mühlgraben ist überwunden. Manch einer machte zwar beim Spurt über die schwankenden Laufbretter mit dem kühlen Naß Bekanntschaft; aber das macht nichts, es ist geschafft. Unter dem Feuerschutz der Kompanie arbeitet sich jetzt eine Gruppe sprungweise an die Scheune des Mühlengehöftes vor. Und wie jeder sieht: man hat mit Vorbedacht eine Leiter mitgebracht.

In dem weiten Feld zwischen den ersten Häusern des Dorfes und der Stellung auf der leicht ansteigenden Höhe zeigt sich keine Bewegung. Immer wieder gleiten die Blicke der Soldaten zu den befohlenen Sturmobjekten. Ist alles gut bedacht? Werden wir unseren Kampfauftrag erfüllen? Alles sieht so harmlos aus – aber der „Gegner" hat auch seine Maßnahmen getroffen. Wenn man den Kopf wendet, sieht man die riesige Staumauer, die hier emporwächst. Eigentlich paßt das zusammen, dieser Gigant und die übenden Soldaten – der sich mächtig entfaltende Sozialismus, das Schaffen der Werktätigen in Stadt und Land wird durch die Arbeiter- und Bauernsöhne in Uniform geschützt. Bald wird sich hier ein Stausee erstrecken, der für Industrie und Landwirtschaft dieses Gebietes von großem Nutzen sein wird. Bald – denn 1961 wird mit dem Anstauen begonnen, und 1963 wird der See 63 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Das wissen die Soldaten, die hier in der Ausgangsstellung liegen, aber jetzt denken sie nicht daran. Das Wort „bald" hat für sie heute einen anderen Sinn. Sie fiebern dem Aufflammen des Sternbündels Rot entgegen, dem Signal zum Beginn des Angriffs. Auch die Verteidiger des Stützpunktes starren ins Gelände, zählen die Minuten. Wann wird's losgehen? Die Aufklärung hat Angriffsvorbereitungen festgestellt, aber wann und von wo wird der Hauptstoß geführt werden? Noch einmal prüfen die Gruppenführer die Deckungen, das Beobachtungsfeld und die Schußsektoren, noch einmal werden die Blenden und die Sperrung von Türen, Fenstern und Treppen begutachtet. Da! Über dem Wäldchen steigt ein Leuchtsignal in den Mittagshimmel, wird doubliert. 14.00 Uhr, es ist soweit. Die Abschüsse der Pak und der Granatwerfer blitzen auf. Rings um den Stützpunkt detonieren die von den Pionieren angelegten Imitationsfelder, Knallkörper zerplatzen nach heftigem Pfeifen in der Luft. Rauch und Staub der Artillerievorbereitung nimmt zeitweise die Sicht. Auch die schweren Waffen der Verteidiger schweigen nicht. Pak, reaktive Geschütze und Granatwerfer haben den Kampf aufgenommen. Die angreifende Kompanie erreicht die das Vorfeld in zwei gleiche Teile zerschneidende Straße. Der Straßengraben bietet die letzte Deckungsmöglichkeit. Der links eingesetzte Zug hat das am weitesten vorgeschobene einzeln stehende Gehöft eingenommen, blauer Rauch verkündet, daß alle Stockwerke besetzt sind. Drei- bis vierhundert Meter sind es noch bis zur alten Wassermühle, dem Hauptbollwerk der Verteidigung. Der Kompaniechef zieht die Leuchtpistole, ein Signal steigt auf: Artilleriefeuer verlegen! Die kommenden Minuten werden über Erfolg oder Mißerfolg des Angriffs seiner Kompanie entscheiden. Jeder weiß, was er jetzt zu tun hat. Zwei Züge werden die Deckung übernehmen und ... Jetzt! Nur zwei Worte spricht der Kompaniechef in sein Funkgerät:

Sturmgruppe vorwärts!



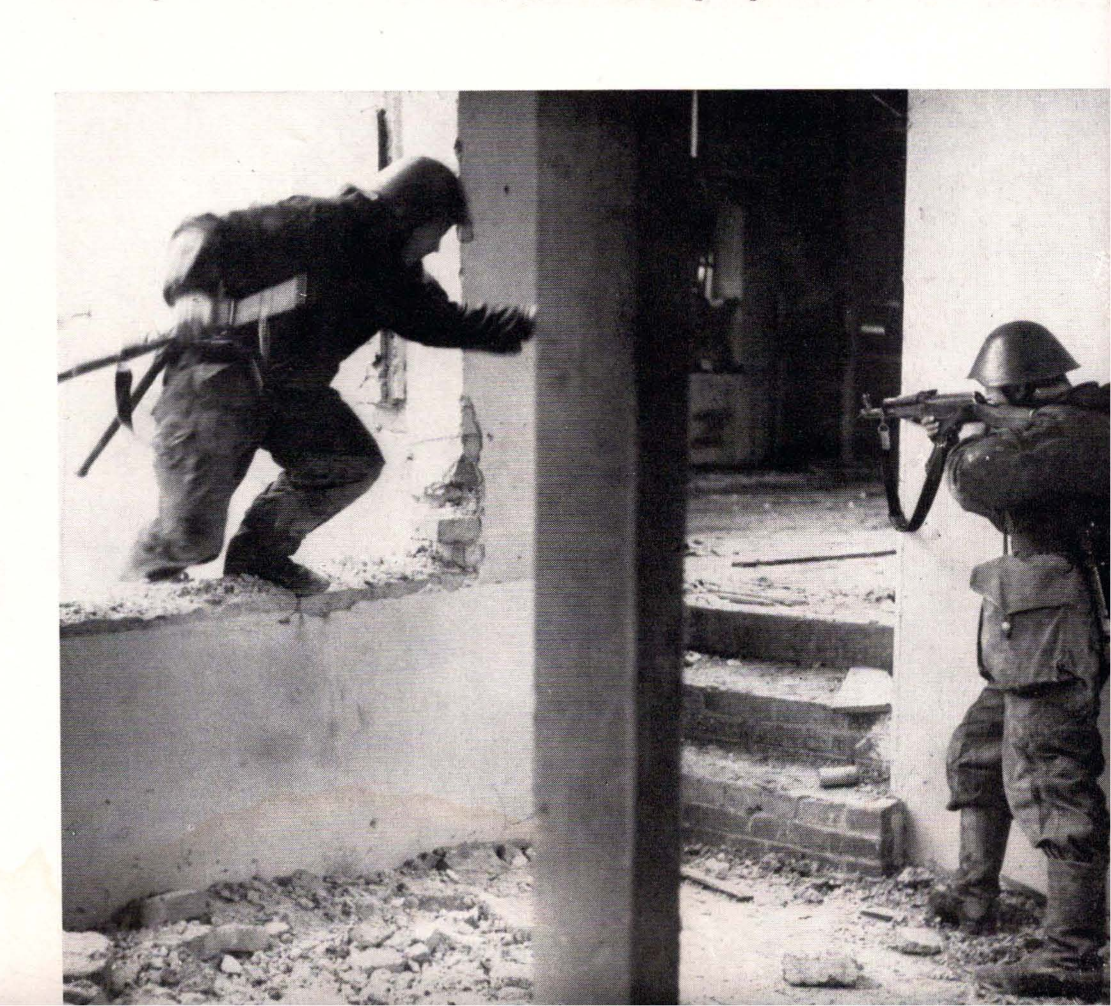


Rauchpatronen zeigten an: Die Scheune ist besetzt, der sie verteidigende „Gegner" vernichtet. Ein guter Ausgangspunkt. Jetzt heran an die Mühle, die im wahrsten Sinne des Wortes Feuer speit. Allerdings hat seine Intensität nach der Besetzung der Scheune etwas nachgelassen. Unter dem Schutz der Gruppe, die sich dort eingenistet hat, erreicht eine andere das Hauptgebäude. Der Gruppenführer hat eine MG-Stellung entdeckt, kommt unbemerkt heran. Eine „Handgranate" hinein und so schnell wie möglich hinterher.

Auch die übrigen Nebengebäude sind stark befestigt. Von hier aus feuerte beim Angriff ein reaktives Geschütz. Ein Teil der Kompanie greift dieses Objekt an. Handgranaten, Kolben und, wenn notwendig, geballte Ladungen sind Dietriche, denen auch die mit allen möglichen Mitteln verstärkten und verbarrikadierten Türen und Fenster nicht standhalten. Anspannung liegt auf den Zügen der Kämpfer, aber der Angriff geht weiter, fordert mehr Kraft.



Während die Kompanie um die Mühle kämpft, nehmen die rückstoßfreien Geschütze Stellungswechsel vor. Ihre Hilfe ist für die Infanterie ein wahres „Sesam, öffne dich".



Der Einbruch in die Mühle ist gelungen. Noch tobt in einzelnen Stockwerken der Kampf. Doch der Kompaniechef weiß bereits – der Auftrag seiner Einheit wird erfüllt. ▶



Rendez-vous mit Hindernissen

Dieses Mädchen (will mir scheinen)
wartet wohl auf irgendeinen,
der den neuen Zeitungsstand
gut für einen Stellplatz fand...
Und nun steht sie an der Stelle
wie bestellt und nicht geholt,
doch sie weiß (auf alle Fälle!),
daß ihr Franz sie nicht verkohlt.

Franz (der immer hilfsbereite)
steht den Frauen stets zur Seite...
Weil er sie gut leiden kann,
faßt er auch ganz gerne an,
was die Schwester Ruth mit Lachen
und sehr dankbar akzeptiert...
(Wie man doch bei solchen Sachen
einiges an Zeit verliert!)

„Hallo, Sie! – Sie sind doch Flieger!"
rufen unsern Ausgehkrieger
fünf Modellflugjungen ran:
„Sehnse sich det doch mal an!"
Und weil ihm die Jungs gefielen,
hat er sie erst instruiert...
(Was man doch bei solchen Spielen
immerhin an Zeit verliert!)

An der nächsten Straßenecke
kommt die Oma nicht vom Flecke...
„Bitte sehr..." (der Franz steht stramm)
„...bringse mich doch übern Damm!"
Franz wird Oma rüberleiten,
damit Oma nichts passiert...
(Was man doch mit Höflichkeiten
so an schöner Zeit verliert!)

Kann er da vorübergehen,
ohne schnell mal nachzusehen,
ob der Kleinen (die ihm fremd)
irgendwie und wo was klemmt?
Was da klemmt, läßt sich beheben,
und das Rad ist repariert...
(Was man doch beim Hilfegeben
wieder mal für Zeit verliert!)

1961

JANUAR

So	1	Neujahr
Mo	2	
Di	3	1876 Wilh. Pieck geb.
Mi	4	
Do	5	
Fr	6	
Sa	7	
So	8	
Mo	9	
Di	10	
Mi	11	
Do	12	
Fr	13	
Sa	14	
So	15	1919 Karl Liebknecht u.
Mo	16	Rosa Luxemburg erm.
Di	17	
Mi	18	1956 Volkskammer beschließt Ge-
Do	19	setz über Bildung der Nationalen
Fr	20	Volksarmee
Sa	21	1924 W. I. Lenin gest.
So	22	
Mo	23	
Di	24	
Mi	25	
Do	26	
Fr	27	
Sa	28	
So	29	
Mo	30	
Di	31	

FEBRUAR

Mi	1	
Do	2	
Fr	3	
Sa	4	
So	5	
Mo	6	
Di	7	
Mi	8	Tag der Koreanischen Volksarmee
Do	9	
Fr	10	
Sa	11	
So	12	
Mo	13	
Di	14	
Mi	15	
Do	16	
Fr	17	
Sa	18	
So	19	
Mo	20	
Di	21	
Mi	22	
Do	23	Tag der Sowjetarmee
Fr	24	
Sa	25	
So	26	
Mo	27	
Di	28	

MÄRZ

Mi	1	Tag der Nationalen Volksarmee
Do	2	
Fr	3	
Sa	4	
So	5	1871 Rosa Luxemburg geboren
Mo	6	
Di	7	1946 Gründung d. FDJ
Mi	8	Internat. Frauentag
Do	9	
Fr	10	
Sa	11	1894 Otto Grotewohl geboren
So	12	
Mo	13	
Di	14	1883 Karl Marx gest.
Mi	15	
Do	16	
Fr	17	
Sa	18	Tag der Mongolischen Volksarmee
So	19	
Mo	20	Frühlingsanfang
Di	21	
Mi	22	
Do	23	
Fr	24	
Sa	25	
So	26	
Mo	27	
Di	28	
Mi	29	
Do	30	
Fr	31	Karfreitag

APRIL

Sa	1	
So	2	Ostersonntag
Mo	3	Ostermontag
Di	4	
Mi	5	
Do	6	
Fr	7	
Sa	8	
So	9	
Mo	10	
Di	11	
Mi	12	
Do	13	
Fr	14	
Sa	15	
So	16	1886 E. Thälmann geb.
Mo	17	
Di	18	
Mi	19	
Do	20	
Fr	21	1946 Gründung d. SED
Sa	22	1870 W. I. Lenin geb.
So	23	
Mo	24	
Di	25	
Mi	26	
Do	27	
Fr	28	
Sa	29	
So	30	



Die Monatszeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen der Nationalen Volksarmee





MAI

Mo	1	Int. Kampf- u. Feiertag
Di	2	der Werktätigen
Mi	3	
Do	4	
Fr	5	1818 Karl Marx geb.
Sa	6	
So	7	
Mo	8	Tag der Befreiung
Di	9	
Mi	10	Tag des freien Buches
Do	11	Himmelfahrt
Fr	12	
Sa	13	
So	14	1955 Abschluß des
Mo	15	Warschauer Vertrages
Di	16	
Mi	17	
Do	18	
Fr	19	
Sa	20	
So	21	Pfingstsonntag
Mo	22	Pfingstmontag
Di	23	
Mi	24	
Do	25	
Fr	26	
Sa	27	
So	28	
Mo	29	1949 Bildung der
Di	30	Nationalen Front
Mi	31	

JUNI

Do	1	Int. Tag des Kindes
Fr	2	
Sa	3	
So	4	
Mo	5	
Di	6	
Mi	7	
Do	8	
Fr	9	
Sa	10	
So	11	
Mo	12	
Di	13	
Mi	14	
Do	15	
Fr	16	
Sa	17	
So	18	
Mo	19	
Di	20	
Mi	21	Sommersanfang
Do	22	
Fr	23	
Sa	24	
So	25	
Mo	26	
Di	27	
Mi	28	
Do	29	
Fr	30	1893 W. Ulbricht geb.



ARMEE Rundschau

Die Monatszeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen der Nationalen Volksarmee

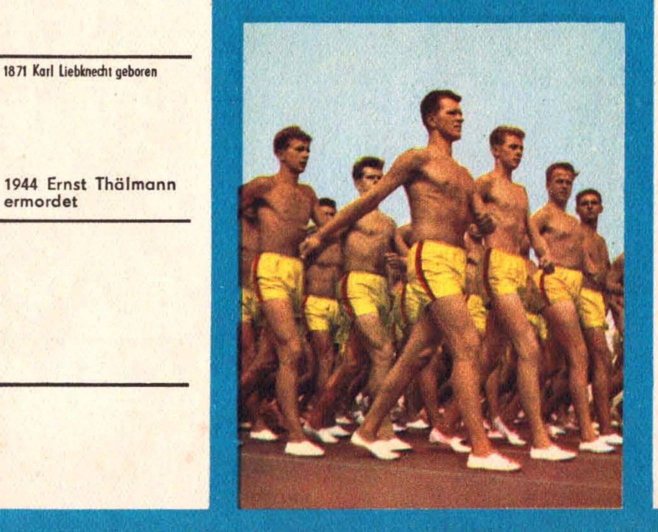
1961

JULI

Sa	1	Tag der Deutschen Volkspolizei
So	2	
Mo	3	
Di	4	
Mi	5	
Do	6	1950 Abkommen über
Fr	7	d. Oder-Neiße-Grenze
Sa	8	
So	9	
Mo	10	Tag der Albanischen Volksarmee
Di	11	
Mi	12	
Do	13	
Fr	14	
Sa	15	
So	16	
Mo	17	
Di	18	
Mi	19	
Do	20	
Fr	21	
Sa	22	
So	23	
Mo	24	
Di	25	
Mi	26	
Do	27	
Fr	28	
Sa	29	
So	30	
Mo	31	

AUGUST

Di	1	Tag der Chin. Volksbefreiungsarmee
Mi	2	
Do	3	
Fr	4	
Sa	5	1895 Fr. Engels gest.
So	6	
Mo	7	
Di	8	
Mi	9	
Do	10	
Fr	11	
Sa	12	
So	13	1871 Karl Liebknecht geboren
Mo	14	
Di	15	
Mi	16	
Do	17	
Fr	18	1944 Ernst Thälmann
Sa	19	ermordet
So	20	
Mo	21	
Di	22	
Mi	23	
Do	24	
Fr	25	
Sa	26	
So	27	
Mo	28	
Di	29	
Mi	30	
Do	31	



SEPTEMBER

Fr	1	Weltfriedenstag
Sa	2	
So	3	
Mo	4	
Di	5	
Mi	6	
Do	7	1960 Wilh. Pieck gest.
Fr	8	
Sa	9	
So	10	Gedenktag für die
Mo	11	Opfer des Faschismus
Di	12	
Mi	13	
Do	14	
Fr	15	
Sa	16	
So	17	
Mo	18	
Di	19	
Mi	20	
Do	21	
Fr	22	
Sa	23	Herbstanfang Tag der Bulgarischen Volksarmee
So	24	
Mo	25	
Di	26	
Mi	27	
Do	28	
Fr	29	Tag der Ungarischen Volksarmee
Sa	30	

OKTOBER

So	1	
Mo	2	Tag der Rumänischen Volksarmee
Di	3	
Mi	4	
Do	5	
Fr	6	Tag der Volksarmee der ČSSR
Sa	7	Tag der Republik
So	8	
Mo	9	
Di	10	
Mi	11	
Do	12	Tag der Polnischen Volksarmee
Fr	13	
Sa	14	
So	15	
Mo	16	
Di	17	
Mi	18	
Do	19	
Fr	20	
Sa	21	
So	22	
Mo	23	
Di	24	
Mi	25	
Do	26	
Fr	27	
Sa	28	
So	29	
Mo	30	
Di	31	

NOVEMBER

Mi	1	
Do	2	
Fr	3	
Sa	4	
So	5	
Mo	6	
Di	7	1917 Große Sozial.
Mi	8	Oktoberrevol. in Rußl.
Do	9	1918 Novemberrev in Deutschland
Fr	10	Weltjugendtag
Sa	11	
So	12	
Mo	13	
Di	14	
Mi	15	
Do	16	
Fr	17	
Sa	18	
So	19	
Mo	20	
Di	21	
Mi	22	Bußtag
Do	23	
Fr	24	
Sa	25	
So	26	
Mo	27	
Di	28	1820 Fr. Engels geb.
Mi	29	
Do	30	

DEZEMBER

Fr	1	
Sa	2	
So	3	
Mo	4	
Di	5	
Mi	6	
Do	7	
Fr	8	
Sa	9	
So	10	
Mo	11	
Di	12	
Mi	13	
Do	14	
Fr	15	
Sa	16	
So	17	
Mo	18	
Di	19	
Mi	20	
Do	21	Tag der Vietnam. Volksarmee
Fr	22	Wintersanfang
Sa	23	
So	24	
Mo	25	1. Weihnachtstag
Di	26	2. Weihnachtstag
Mi	27	
Do	28	
Fr	29	
Sa	30	
So	31	1918 Gründung d. KPD

5/II 420

Eine kann den Kinderwagen
schwerlich über Treppen tragen...
Franz (als hilfsbereiter Mann!)
bückte sich und faßte an.
Wird der Storch ihm auch was bringen? –
denkt der Franzel leicht geniert...
(Was man doch mit solchen Dingen
so an schöner Zeit verliert!)

Gleich ist Franz bei seiner Lieben, –
doch zunächst wird noch beschrieben,
wie das fremde Fräulein prompt
zur HO-Gaststätte kommt.
Gut und gern wird sie beraten, –
wobei Franz ganz leicht poussiert...
(Was man doch bei guten Taten
an privater Zeit verliert!)

Zarter Sehnsucht süßes Hoffen...
endlich ist er eingetroffen!
Und weil Helga überhaupt
immer und auch alles glaubt,
sieht sie ihn mit lieben Blicken
(und sehr lange!) glücklich an...
(Was man doch mit solchen Zicken
so an Zeit verlieren kann!)

– ika –

FOTOS: ERNST GEBAUER



Vom Himmel hoch...



„Glauben Sie mir: Autofahren ist heutzutage gefährlicher als Fallschirmspringen!" – Charmant gesagt. Mir wollt's jedenfalls nicht in den Kopf, speziell nicht in jenem Moment, als man mir die 72 Quadratmeter weißer Baumwollseide in Selbstbedienungs-Päckchen-Form auf den Rücken schnallte und leichthin bemerkte: „Wenn Sie raus sind, dann ganz einfach bis drei zählen und kräftig an dem roten Griff da ziehen!" Aber wie soll man schließlich einem Mann, der schon an die dreißigmal zwischen Himmel und Erde geschwebt hat, mit Gegenargumenten kommen? Da kann man höchstens fragen, laienhaft und ganz bescheiden. Was ich auch tat. Wird man denn nicht bewußtlos, wenn man bei Verzögerungssprüngen im freien Fall hinunterpurzelt? „Irrtum, mein Lieber", meint Hauptmann Ewald Franz, Erfinder der eingangs zitierten Volksweisheit und nebenberuflich Leiter der Sektion Fallschirmspringen der ASG Vorwärts Drewitz. „Die Fallgeschwindigkeit, durchschnittlich so um 50 m/sec, beeinflußt das Beobachtungs- und Reaktionsvermögen überhaupt nicht. Ich kann zum Beispiel die Bewegungen der Springer, die unter mir durch die Luft fallen, ganz genau beobachten und auch Zeichen, die am Erdboden ausgelegt sind, klar erkennen. Bei den letzten Weltmeisterschaften in Sofia war es so, daß der Springer erst dann, als er das Flugzeug schon verlassen hatte, durch ein Sichtzeichen vom Boden erfuhr, welchen Figurenkomplex er im freien Fall zu springen hatte. Spätestens nach fünf Sekunden mußte er das Zeichen erkannt haben, weil es da wieder weggenommen wurde. Gleichzeitig mußte er mit seiner Aufgabe beginnen. Die aber enthielt eine Drehung um 360° nach links, eine um 360° nach rechts, dann zwei um 360° nach links, eine um 360° nach rechts und abschließend einen Salto rückwärts. Das alles mußte bis zur zwanzigsten Sekunde beendet sein." Und woher weiß der gute Mann, wann die geschlagen hat? „Von seiner Stoppuhr, die vor der Brust auf dem Rettungsschirm befestigt ist." Ja, wenn einem nun aber doch einmal schlecht werden sollte – ich meine, er könnte sich ja 'n Magen verkorkst haben oder so –, was ist dann? „Dann öffnet sich der Schirm bald darauf selbsttätig, weil man bei Verzögerungssprüngen neben der Stoppuhr auch noch einen Sprungautomaten mithat. Das ist so 'n kleines schwarzes Kästchen, in dem die Zeit eingestellt wird, um die ich das Öffnen des Schirmes verzögern will. Außerdem noch die Höhe. Will ich also aus 800 m mit fünf Sekunden Verzögerung springen, dann wird diese Zeit eingestellt und die Höhe auf 500 m. Fünfhundert Meter deshalb, weil man in fünf Sekunden etwa 250 m fällt. Verpasse ich nun tatsächlich die Zeit, dann öffnet der Automat den Schirm in 500 m Höhe selbsttätig. Eine ganz einfache und sichere Sache, wie überhaupt der oberste Grundsatz beim Fallschirmspringen ist: Sicherheit geht vor Leistung!" – Eine ganz einfache Sache also. Und nützlich für die Gefechtsausbildung, speziell bei den Luftstreitkräften. Und ungefährlich, ungefährlicher jedenfalls als Autofahren. Ja, zum Teufel, warum hat denn da Ihre Frau, so man hört, mitunter doch ein klein wenig Angst um Sie? – „Weil ich ein Auto habe!"

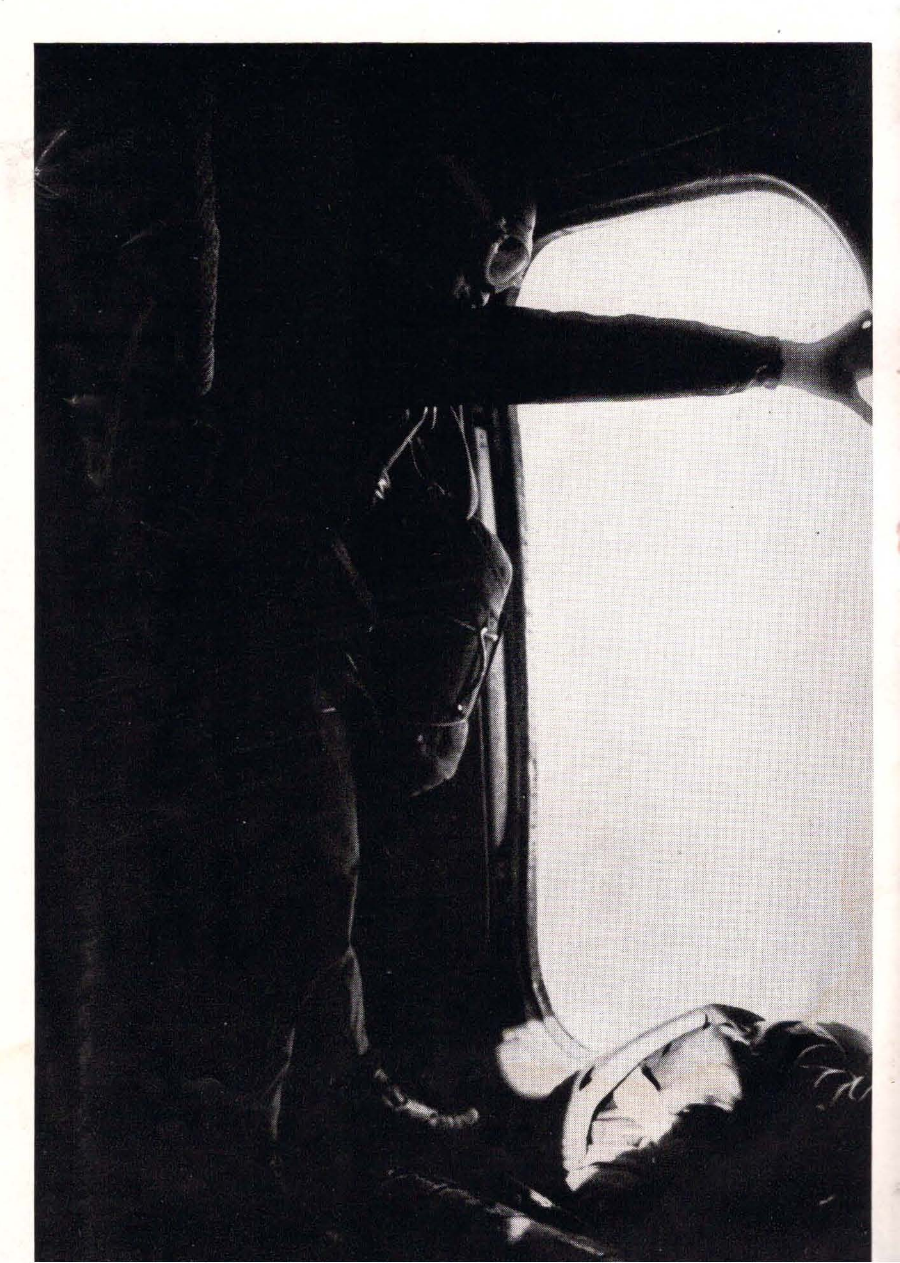
FOTOS: E. GEBAUER

TEXT: K.-H. FREITAG



Er hat's gut, er ist noch nicht dran. Gespannt beobachtet Hauptmann Franz, wie seine Genossen den Fallschirm durch gekonnte Steuerbewegungen auf das weiße Zielkreuz dirigieren. In seinem Mittelpunkt zu landen – und wär's nur einmal – ist der Wunsch jedes Springers.

Der nächste, bitte! – heißt es nicht nur beim Arzt, sondern auch hier. Schon spürt der Springer den kalten Atem des Windes, der durch die geöffnete Tür dringt. Der Instrukteur, auf dem Boden liegend, prüft den Absprungwinkel. Und dann lautet sein Kommando: „Los!" – die AN 2 ist um einen Passagier leichter geworden. ▶

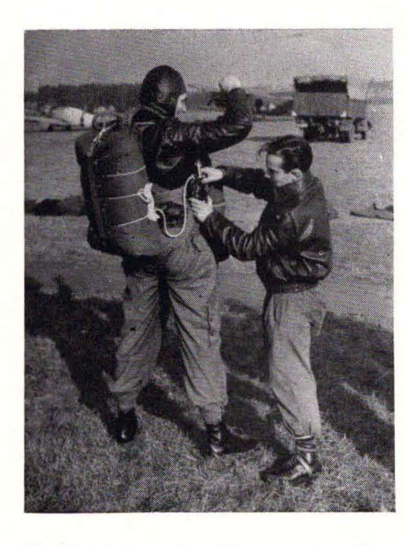




Eine Wissenschaft für sich ist das fachgerechte Zusammenlegen des Fallschirms. In der Ausbildung sind dafür allein fünfzehn Stunden vorgesehen, denn jeder Springer muß seinen Schirm – diesen Riesenberg weißer Baumwollseide, dem er sich in den Lüften anvertraut – selbst packen. Eine äußerst verantwortungsvolle Tätigkeit also, bei der man nicht träumen darf.



Der Wind, der Wind, das himmlische Kind – er macht den Springern manche Sorge. Es darf nur bei einer Windgeschwindigkeit bis zu 5 m/sec gesprungen werden. Ansonsten ist Feierabend.



Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Deshalb führt jeder Genosse bei Verzögerungssprüngen zu seiner eigenen Sicherheit einen Sprungautomaten mit, der den Schirm im Notfall selbsttätig öffnet.

Noch fällt er mit annähernd 200 km/h, doch schon öffnet sich der Verzögerungsschirm. Dann gibt es auf einmal einen mächtigen Ruck, und sicher schwebt der Springer mit aufgeblähtem Schirm wieder der guten Mutter Erde entgegen. ▼

Mäcky ist kein Seemann, sondern das treue Maskottchen der Drewitzer Springer. Fallschirm-Instrukteur Oberleutnant Ludwig (links) und „Quax" alias Flugzeugführer Leutnant Ruß zeigen ihn liebevoll den staunenden AR-Reportern. ▶



Selbst eingeladen bei:


Foto: Gebauer

Kurt Schramm

Eine Frage vorweg, lieber Leser: Hatten Sie zum letzten Fest einen guten Weihnachtsbaum, schlank und gut gewachsen, meine ich?
Sie sagen „Ja"? — Dann wird sich Kurt Schramm freuen, ganz bestimmt sogar.
Ach so — Sie möchten wissen weshalb?
Sehr einfach, weil er vier Jahre lang selbst in der Vorweihnachtszeit Tausende wunderschöner Tannenbäume im Thüringer Wald geschlagen hat — auch für Sie! Und deshalb eben interessiert er sich dafür, ob seine Berufskollegen auch zum vergangenen Weihnachtsfest die schönsten Bäumchen für Sie ausgesucht haben.
Nun steht zwar noch nicht fest, wann er wieder in die heimatlichen Wälder von Steinach bei Sonneberg zurückkehren wird — aber tun wird er es bestimmt. Und wenn er es schafft, will er sogar als Forstingenieur nach Hause kommen.
Momentan ist er allerdings noch mit beiden Beinen an die Sprungskier gefesselt. Und wie wir wissen, ist diese Bindung recht fest — was er im vergangenen Jahr vor allem bei der Skiflugwoche in Planica bewies.
Erinnern Sie sich noch?
Es war für ihn wie für uns, die wir daheim am Radio saßen, eine tolle Serie: Am Freitag, dem ersten Tag, zunächst als Einflieger 83 m, dann 95 m, 109 m und schließlich die enorme Weite von 112 m. Damit und mit der Note 204,2 setzte er sich auf Anhieb an die vierte Stelle dieses internationalen Spitzenwettbewerbs. Dann kam der Sonnabend. Wegen schlechter Windverhältnisse wurden nur zwei Durchgänge gestartet. Für Kurt Schramm brachten sie mit der Note 203,2 und Sprüngen von 93 m und 110,5 m abermals den vierten Platz. Und als am Sonntag die Endabrechnung kam, war nach Helmut Recknagels phantastischem neuen Schanzenrekord von 127 m noch eine zweite Sensation perfekt: Vierter Platz in der Gesamtwertung für Oberfeldwebel Kurt Schramm! Seine Sonntagsweiten von 103 m, 100 m, 98 m und 101 m verhalfen ihm zu der ausgezeichneten Gesamtnote von 382,0 Punkten. Vor ihm lagen lediglich Helmut Recknagel, der Norweger Larsen und der Finne Vitikainen, hinter ihm jedoch solche internationalen Asse wie der Norweger Yggeseth, der Amerikaner Kotlarek, der Schwede Lindquist, der Jugoslawe Pecar, der Pole Tajner, der Westdeutsche Bolkart und sein jetziger Klubkamerad Werner Lesser.
„Als ich zum ersten Mal da oben stand, da war's mir halt doch recht komisch zumute", weiß Kurt Schramm zu erzählen. „Aber der Helmut und der Werner haben mich gut getröstet und mir über die schwersten Minuten hinweggeholfen. Die moralische Wirkung so einer Flugschanze ist einfach ungeheuer. Trotzdem — sie lag mir. Sie hat einen kurzen Schanzentisch, und da muß man schnell raus sein. Man muß sich unheimlich lang machen. Na, und ich hab's eben verversucht!" Und es ist gelungen — kann man nur sagen.
Dabei sah die Situation für den 23jährigen Forstarbeiter am Anfang des Jahres 1960 wirklich nicht rosig aus. Kaum war er zum ASK Vorwärts Brotterode gekommen, da warf ihn eine Verletzung — Bluterguß am Bein und leichte Gehirnerschütterung — auch gleich wieder für vier Wochen aus der Bahn.
„Doch zum Glück war alles bald wieder in Ordnung. Ich nahm dann an der thüringischen Schanzentournee teil, wo ich hinter den beiden Finnen Yliniemi und Vitikainen den dritten Platz belegte. Außerdem noch am Sprunglauf zum Ausklang der Brotteroder Wintersportwoche, auch wieder mit einem dritten Platz."
Dann kam, wie schon gesagt, Planica. Aber das kennen wir ja bereits.

Wenn man sich selbst bei jemandem einlädt — wie ich es unhöflicherweise getan habe, allerdings wiederum nur in Ihrem Interesse, liebe Leser! —, dann geziemt es sich ja eigentlich nicht, außerdem noch viele Fragen zu stellen. Ich tat es trotzdem.
(Hemmungen hat man als Journalist nun mal nicht zu haben.)
„Wann sind Sie zum ersten Mal gesprungen?"
„Wenn ich das noch wüßte! — Ich schätze, so mit sechs oder sieben Jahren."
„Und wie weit, bitte?"
„Na, so an die zehn Meter. Allerdings auf 'ner selbstgebauten Geländeschanze. — Wissen Sie, wer damals noch dabei gewesen ist?"
„Leider nicht, ich bin kein Hellseher!"
„Der Fußball-Nationalspieler Müller von Motor Jena. Der ist auch aus Steinach, mit dem bin ich zusammen in die Schule gegangen."
„Nun sagen Sie bloß noch, Sie spielen auch Fußball?"
„Aber klar — früher aktiv, jetzt nur ab und zu. Trotzdem, die Tabellen kenne ich ganz genau!"
— — —
Ich gab's auf. Ich kenne das von Hans Grodotzki: Wenn man mit dem erstmal angefangen hat, über Fußball zu sprechen, ist's auch aus. Kurt Schramm ist sein Pendant in der Garde der Skispringer.
So sagte ich schnell: „Auf Wiedersehen!" — „Und herzlichen Glückwunsch noch zum Staffelsieg von Motor Steinach in der II. DDR-Liga!"

FREG

ZWISCHEN LIEBE UND PFLICHT

Erzählung davon, wie die Gebläsemaschinistin Ruth E. zwischen Liebe und Pflicht sich zurechtfand

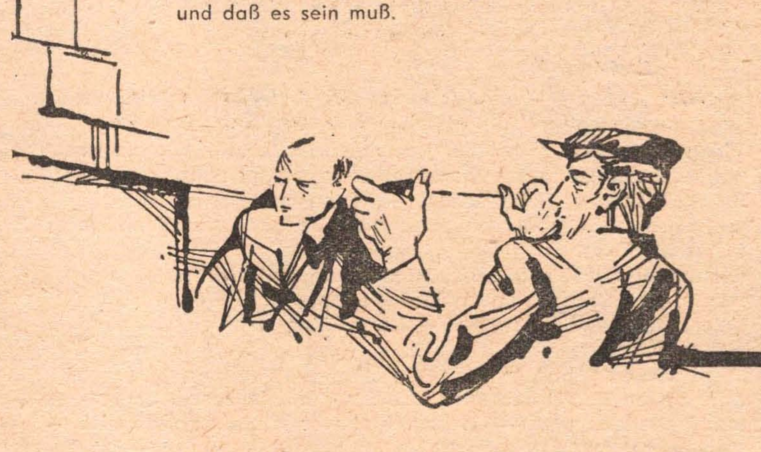


Die Ruth E.,
Gebläsemaschinistin in unsrer Brigade,
hat einen Sonnabend und einen Sonntag
wählen müssen zwischen Liebe und Pflicht –
so sagen die andern;
aber die Ruth hat gesagt:
Es gibt keine Wahl zwischen beiden;
die wahrhafte Liebe wird fordern,
daß man die Pflicht tut.
Doch so ganz einfach,
wie sie's gesagt und getan hat,
war's sicher nicht.

Ruth hat am Sonnabendvormittag
ein Telegramm gekriegt
von ihrem Mann, den sie liebt
und der erst die siebente Woche ihr Mann war
und den sie sechs Wochen nicht
bei sich gehabt hatte,
weil er schon gleich nach der Hochzeit
zum Ehrendienst bei der Volksarmee abgereist ist.

Und sie bekam seine Nachricht vom Wochenendurlaub
am Sonnabend,
grade in dem Augenblick,
als sie den Mantel schon anhatte,
um auf die Reise zu gehn,
von der Brigade
zu einer zentralen Beratung gesandt.

Ruth hat geschluckt und sich hingesetzt
und hat drei Zeilen in Eile geschrieben:
daß sie ihn liebt
und daß er sich's nett machen soll
und daß sie zur Nacht erst zurück sein kann
und daß es sein muß.



Drei Stunden später hat er den Zettel gelesen,
vor sich nur dreimal zwölf Stunden
für die Gemeinsamkeit, die er
sechs Wochen nicht mit ihr gehabt hatte
und die nun fehlte.

Sicherlich hat er geflucht.

Aber um drei Uhr nachts, als sie zurückkam,
müd und zerschlagen von Sitzung und Bahnfahrt,
hat er ihr gar nichts gezeigt von dem Fluchen,
so sagt sie,
sondern er hat sie sehr lieb gehabt.

Dadurch
hat sie ihm dann erst am Sonntagmorgen gesagt,
daß sie am Vormittag
bei einer dringenden Reparatur am Gebläse
unbedingt nötig ist
und daß sie's eher zu sagen
nicht übers Herz gebracht hat.

Er hat geschluckt,
so erzählt sie;
doch bald ist er zärtlich gewesen
und hat nur gesagt:
dann müssen wir aufstehn!
Und er ist mit ihr gegangen,
um ihr zu helfen.

Fünf Stunden
haben sie alle gemeinsam gearbeitet;
Ruth war so wichtig dabei
wie keine der andren.
Mittags
haben sie alle gemeinsam gegessen.
Schließlich
blieb nur noch Zeit,
ihn zum Bahnhof zu bringen.

Als er im Zuge saß, hat sie geweint,
weil sie ihm nicht hatte Ehefrau sein können;
aber er hat ihr gesagt,
daß es so recht war und gut mit dem Urlaub,
und daß er sie gar nicht
zu lieben vermocht hätte,
wenn sie sich anders entschieden hätt'.

Unsere Ruth
hat an dem Sonnabend und an dem Sonntag
gewählt zwischen Liebe und Pflicht –
sagen viele von uns;
aber die Ruth sagt:

Es gibt keine Wahl zwischen beidem;
die Liebe wird immer nur fordern,
die Pflicht zu tun.

Doch so ganz einfach,
wie sie das sagt und wie sich das anhört,
war es bestimmt nicht
und wird es nie sein.

Brief des Kollektivs der Sinteranlage an den Kommandeur einer Einheit der Volksarmee

Werter Genosse Kommandeur!

Wir senden Dir beiliegend,
abgeschrieben vom Tagebuch unsrer Brigade
die Erzählung davon,
wie die Gebläsemaschinistin Ruth E.
zwischen Liebe und Pflicht sich zurechtfand
und wie ihr der Mann, der Soldat Karl E.,
dabei behilflich war.

Wir bitten Dich:
Lies den Bericht
aufmerksam,
und wir glauben ganz sicher,
daß die Erfüllung der folgenden Bitte
Dir selber
Bedürfnis ist:

Die ganze Brigade,
mit Ausnahme unsrer Kollegin Ruth E.,
die von all dem nichts weiß,
beantragt zum kommenden Wochenende
für den Soldaten Karl E.
Sonderurlaub.

Die ganze Brigade beschloß,
der Ruth E., die von all dem nichts weiß,
am kommenden Wochenende
Sonderurlaub zu geben.

Das Kollektiv der Sinteranlage
wird an den Tagen den Dienst der Kollegin Ruth E.
übernehmen;
wir bitten Dich, dafür zu sorgen,
daß auch der Dienst des Soldaten Karl E.
an diesen Tagen
vom Kollektiv übernommen wird.

Die gute Arbeiterin
und der gute Soldat
sollen in einer guten Ehe
auch gute Tage für ihre Gemeinsamkeit haben!



Entnommen aus: Helmut Preißler, „Stimmen aus den Brigaden der sozialistischen Arbeit." Illustrationen von Ingo Kirchner.

Anekdotisches

Blinder Eifer

Im Gelände. Der Kommandeur braucht eine Verbindung mit dem Objekt. Die Verständigung ist schlecht. Der Nachrichtensoldat brüllt mit voller Lautstärke: „Tiger! Tiger!" und noch einmal: „Tiger! Tiger!"

Der Kraftfahrer des Kommandeurs kommt angehastet. Er nimmt Haltung an und meldet: „Genosse Hauptmann, Gefreiter Krieger auf Ihren Befehl zur Stelle!"

Wie bei Napoleon

Alarm! Alle sind schon fertig. Nur Soldat Kretzschmar nicht. Aber er ist nicht der letzte beim Antreten. Minus fünf Grad — hoffentlich heißt es bald „Wegtreten". Statt dessen Aufsitzen, Kfz.-Marsch und Stellungsbau.



Der Bataillonskommandeur kommt, nickt zufrieden. Doch dann stutzt er. „Sagen Sie mal, Sie haben in Ihrem Zug wohl noch Soldaten aus Napoleons Zeiten, he?" Der Leutnant folgt dem Zeigefinger und erblaßt. Da schanzt Soldat Kretzschmar — der Mantel ist aufgeschlagen — in weißen Hosen. In Unterhosen.

Spezialisten

Vor der Küche. Eine Gruppe von vier Soldaten kommt anmarschiert. Der OvD. hält sie an.

OvD.: „Warum kommen Sie nicht mit der Batterie essen?" Ein Soldat: „Wir sinn 'ne Spezialistengruppe."

OvD.: „Was sind Sie?"

Zweiter Soldat: „Spezialisten. Er ist Schreiber, ich bin Kammerverwalter, der ist FDJ-Sekretär und der Aggregatewart."

Realismus



So geschehen in einem Bataillonsklub. Ein Soldat sitzt am Tisch und schreibt. Ein zweiter kommt dazu. „Was schreibst'n?" „Een Roman." „Über die Liebe?" „Nee, über die Hilfsbereitschaft der Menschen." „Fein, da kannste mir mal bei 'nem Artikel für die Wandzeitung helfen." „Keine Zeit, geh' doch zum Politstellvertreter."

Auf den Leim gegangen

Im Objekt. Ein Soldat geht ohne Grußerweisung an einem Offizier vorüber.

Offizier: „Komm'se mal zurück, Genosse Kanonier!" Der Soldat tut, als habe er nichts gehört.

Offizier: „Kommen Sie zurück, ich kenne Sie!" Der Soldat kommt langsam zurück.

Offizier: „Wie heißen Sie?"

DAS SCHLÄGT DEM FASS



Was Sie denken, nachdem Sie sich dieses Bild angesehen haben, weiß ich nicht. Auf jeden Fall zeigt es keinen Soldaten in der Sommerfrische. Warum? Erstens ist es kein Soldat, sondern ein Unteroffiziersschüler, und zweitens befindet er sich in einer Übung. Das hätten Sie nicht erwartet? Ich auch nicht. Aber der Unteroffiziersschüler Fischer hat mich eines böseren belehrt.

Ist das nicht ein herrlicher Anschlag? Die graziöse Haltung und die MPi als Kopfstütze! Einfach hinreißend — zum Zorn. Denn in eben dieser Minute, in der unser Bild aufgenommen wurde, erfolgte ein Angriff von Luftlandetruppen des „Gegners" auf die Stellung der Batterie.

Fischer scheint es mit dem Bauern Mecke aus Wilhelm Buschs „Max und Moritz" zu halten, denn „der brave Bauersmann dachte: Wat geiht meck dat an?" In dem gleichen Buch jedoch steht auch ein anderer Satz: „Aber wehe, wehe, wehe, wenn ich auf das Ende sehe!" Das „Ende" eines Unteroffiziersschülers sollte die Beförderung zum Unteroffizier sein. Richtig? Dann wollen wir Wilhelm Busch etwas variieren.

Aber wehe, wehe, wehe,
wenn ich auf das Ende sehe.
Ach, das war ein schlimmes Ding
wie es den Genossen ging,
die, anstatt durch richt'ge Lehren
sich zur Vorschrift zu bekehren,
manchmal noch darüber lachten
und sich heimlich lustig machten.
Gruppenführer werden sie,
und auf einmal staunen sie,
weil sie früher nicht bedacht,
was nun ihre Gruppe macht.
Denn was Hänschen nicht gelernt —
Hans ist davon weit entfernt.

die Krone ins Gesicht



Das

Erich-Weinert-Ensemble

der Nationalen Volksarmee

stellt zum 1. August 1961 ein:

1. Geiger
2. Geiger
Bratscher
Cellisten
einen Kontrabassisten (mit Tuba)
einen Fagottisten
einen Hornisten (hoch)
einen Trompeter
zwei Posaunisten

Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf sind zu richten an das Erich-Weinert-Ensemble, Berlin-Biesdorf, Postfach 9128.

Das mußt du

ÜBER DEN PANZER-ERKENNUNGSDIENST

wissen!

1. In einem modernen Gefecht handelt auf beiden Seiten eine große Anzahl Panzer. Deshalb ist es wichtig, die Panzer voneinander unterscheiden und den Typ bestimmen zu können.

2. Der Panzererkennungsdienst ist ein wichtiger Bestandteil der Gefechtsausbildung der Landstreitkräfte. Jeder Soldat muß umfassende Kenntnisse im Panzererkennungsdienst besitzen. Das eigene Leben und die Lösung der Gefechtsaufgabe hängen davon ab.

3. Bisher bestand die Möglichkeit, eigene und gegnerische Panzer notfalls am Motorengeräusch zu unterscheiden. Durch die Verwendung von gleichartigen Motoren (Dieselmotoren) wird diese Möglichkeit weitestgehend beseitigt.

4. Panzer haben die Eigenschaft, auf große Entfernungen treffsicheres Feuer zu führen und durchschnittenes Gelände schnell zu überwinden. Man muß deshalb die markantesten Erkennungsmerkmale beherrschen und das rasche Erkennen der Panzertypen ständig trainieren.

5. Das genaue Kennen der eigenen Panzer ist die Voraussetzung zum Bestimmen von Panzertypen des Gegners.

6. Panzertypen unterscheiden sich äußerlich vor allem durch die Form des Turms, die Form der Panzerwanne und die Größe und Anordnung des Laufwerkes.

7. Es genügt für den Soldaten nicht, allein den Typ des gegnerischen Panzers zu bestimmen. Er muß gleichfalls seine Eigenschaften wie Bewaffnung, Kaliber, Schußentfernung, Geschwindigkeit, Kletterfähigkeit und Panzerung kennen. (Ein geringerer Neigungswinkel erhöht praktisch die Dicke der Panzerung.)

8. Gegnerische Panzer zu vernichten, setzt voraus:

— die verwundbaren Stellen des Panzers zu kennen;

— die eigenen Waffen und Mittel zur Panzerabwehr zu beherrschen und zweckmäßig einzusetzen.

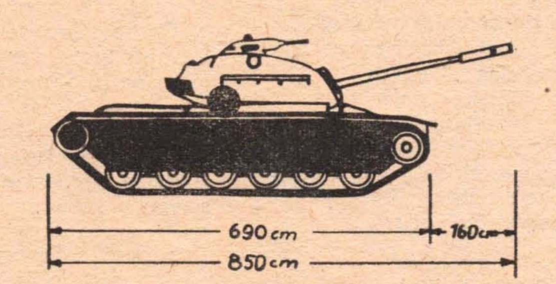
(Einen ausführlichen Artikel über den Panzererkennungsdienst aus der Feder von Hauptmann Schwirtz veröffentlichte die Zeitschrift „Gefechtsausbildung" in ihren Heften 1–3/1960)



NATO-Panzer-Steckbrief:

Der M 48

Sich vor einer Bedrohung schützen, heißt u. a., den Gegner gut kennen. Die DDR wird gegenwärtig von der NATO, voran der Bundeswehr, bedroht. Einer der häufigsten Panzer der NATO ist der amerikanische M 48. Mit ihm sind viele USA-Truppen ausgerüstet; er soll auch Standardausrüstung der Bundeswehr werden.



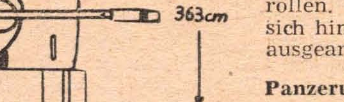
M 48 A-2

Besatzung:	4 Mann
Gefechtsgewicht:	46 t
Höchstgeschwindigkeit:	45 km/h
Kanone:	1 — 90 mm
MG:	1 — 12,7 mm
	1 — 7,62 mm

Turm und Laufwerk

Der Turm ist sehr breit und flach. Er hat eine tiefliegende Heckauslage.

Der M 48 A-2 besitzt das Einheitsfahrgestell der mittleren amerikanischen Panzer. Charakteristisch sind der abgerundete Bug und die senkrechten Seitenwände der Panzerwanne. Das Laufwerk besteht aus 6 Laufrädern, einem gleichartigen Leitrad und 3 Stützrollen. Das Triebrad befindet sich hinten und ist sternförmig ausgearbeitet.



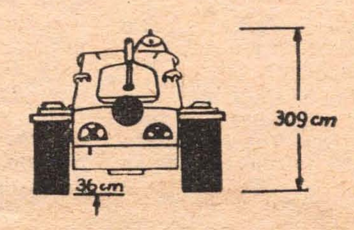
Panzerung

Die Panzerwanne ist in einem Stück gegossen. Der Panzerturm ist aus Gußstahl.

Die Daten für die Stärke der Panzerung und den Neigungswinkel sind:

Fläche vor dem Kopf des Fahrers 110 mm und ungefähr 30 Grad; Seiten der Wanne 50 bis 75 mm und 90 Grad; Vorderfront des Turms 110 mm und ungefähr 50 Grad; Seiten des Turms 64 mm und 70 Grad; Heck des Turms 64 mm und 60 Grad.

Die verwundbarsten Stellen des M 48 sind auf den Skizzen schwarz kenntlich gemacht.



Technik aus aller Welt

Mit zwei Mach und mehr

Schnellster Mann der Welt wurde auf der international vorgeschriebenen 100-km-Strecke der sowjetische Pilot Konstantin Kokkinaki. Er erreichte mit dem sowjetischen Delta-Flugzeug „E-66“ auf der genannten Distanz die phantastische Geschwindigkeit von 2148,3 Stundenkilometern. An einzelnen Abschnitten der Flugstrecke flog seine Maschine sogar 2500 km/h. Der Rekordflug erfolgte in einer Höhe von 13 500 m. Da die Schallgeschwindigkeit in einer solchen Höhe nur noch etwa 1065 km/h beträgt (gegenüber 1225 km/h in Bodennähe), flog Kokkinaki also weit mehr als doppelte Schallgeschwindigkeit.


Foto: Zentralbild

Dieser Rekordflug zeugt sowohl von der hohen Leistungsfähigkeit der sowjetischen Flugzeugindustrie als auch von der Meisterschaft sowjetischer Piloten; denn entsprechend den Regeln der Internationalen Flugföderation (FAI) hat die Flugroute die Form eines Tropfens und muß durch fünf Kontrollpunkte führen. Weicht die Maschine auch nur geringfügig von der vorgeschriebenen Bahn nach innen ab, so ist der Versuch ungültig. Weicht sie nach außen ab, so verlängert sich dadurch zwangsläufig die Flugstrecke, und es sinkt die auf 100 km berechnete Durchschnittsgeschwindigkeit.

Herausgesprengte Schützenlöcher

Die Zeitschrift „Military Engeneer“ berichtete über Versuche mit Geräten zur Schaffung von Ein-Mann-Schützenlöchern mittels Sprengladungen.

Ein solches Gerät besteht aus einem leichten Dreibein und einem reaktiven Geschoß. Es wird dort, wo das Schützenloch hin soll, aufgestellt und mittels Zeitzünder ausgelöst. Der Zeitzünder ist nötig, um in mindestens 15 m Entfernung vom Gerät in Deckung gehen zu können.

50 Sekunden nach Betätigen des Zünders wird durch die Explosion einer kleineren, ebenfalls am Gerät befestigten Ladung ein kleines Loch ausgehoben, in welches das reaktive Geschoß buchstäblich hineingeschossen wird. Die darauffolgende Detonation läßt einen Trichter von einem Meter äußeren Durchmesser und einem Meter Tiefe entstehen.

Nach amerikanischen Normen benötigt ein auf diese Weise hergestelltes Schützenloch nur ein Sechstel der für ein mit dem Schanzzeug ausgehobenes Loch aufgewendeten Zeit.

Entaktivierung von Regenwasser

Das Sanitäre Forschungslaboratorium in Kioto (Japan) versuchte, mit Hilfe von Sand radioaktiv verseuchtes Regenwasser zu reinigen. Nach ausländischen Berichten benutzte man dazu ein Gefäß mit einem Durchmesser von 20 cm und einer Höhe von einem Meter, das mit sehr feinem Sand gefüllt wurde. Der Sand sollte die radioaktiven Stoffe aufnehmen. Es erwies sich, daß eine 40 cm starke Sandschicht genügt, um das hindurchgeleitete Regenwasser fast völlig von radioaktiven Partikeln zu reinigen.

Sprengung von Gassen in Minenfeldern

In letzter Zeit widmen ausländische Konstrukteure der Entwicklung von Sprengladungen große Aufmerksamkeit, mit deren Hilfe in Minenfeldern Gassen für Panzer und Infanterie geschaffen werden können. Besondere Entminungsgeräte sollen durch Explosion starke Druckwellen erzeugen, durch die Minen zur Explosion gebracht oder zerstört werden. In der englischen Armee verwendet man einen biegsamen Schlauch, der mit Sprengstoff gefüllt wird. Auf das Minenfeld wird er durch einen Spezialdüsenmotor gebracht, der im Kopfteil der Ladung angebracht ist. Eine etwas andere Konstruktion hat das amerikanische Gerät M 1 „Schlange“. Es besteht aus metallenen Gliedern. Jedes Glied hat eine Länge von 1½ Metern und ist mit 4 kg Sprengstoff geladen. Die „Schlange“ ist 30 m lang und wird durch einen Spezialmotor auf das Minenfeld gebracht. Dennoch ist die Gasse, die die „Schlange“ bei einmaligem Einsatz schafft, nicht genügend breit für Panzer. Deshalb wurde ein noch größeres Entminungsgerät M 2 entwickelt.

Das „Delirium furiosum“

Wenn der Kanonier Schmidt im FD-Zug seinem Urlaubsziel entgegenrollt, heutzutage, da die Reichsbahn soeben ihr 125jähriges Jubiläum feierte, dann ist er vermutlich durchaus froher Laune. Vielleicht fährt ihm die Lokomotive nicht schnell genug — keinesfalls aber empfindet er auch nur eine Spur des Entsetzens, das viele unserer Altvordern vor 125 Jahren überfiel, wenn sie nur von dem ratternden und fauchenden Ungetüm erzählen hörten.

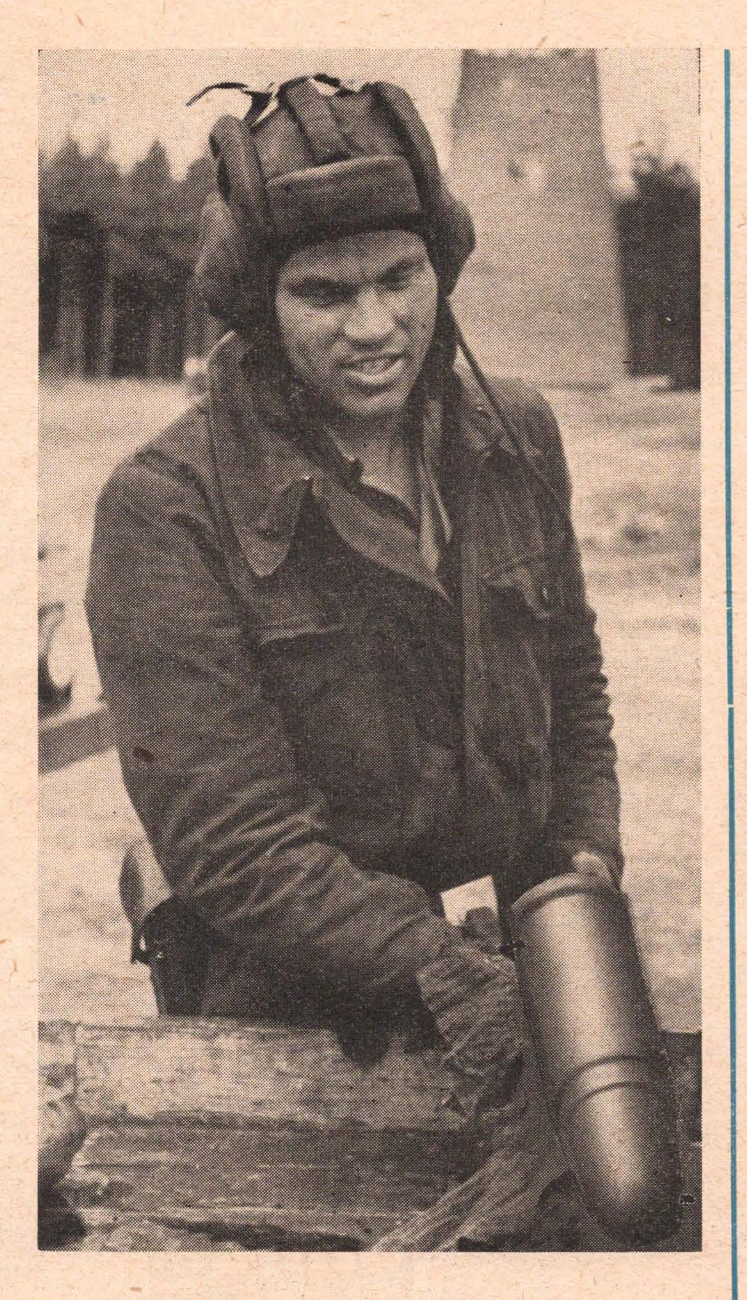
Es sei eine Versuchung Gottes, so wetterte manches Pfäfflein von seiner Kanzel, mit Dampf statt mit Pferden fahren zu wollen; dieses Teufelswerk werde die Äcker verwüsten und bei dem giftigen Rauch würde kein Halm mehr reifen.

Es gab Leute, die behaupteten ernsthaft, daß durch die Dampfzüge den Mühlen der Wind genommen würde und man deshalb kein Korn mehr mahlen könne.

„Wissenschaftliche“ Gutachten wurden verfaßt, die den Nachweis führen sollten, daß eine Fortbewegung auf Schienen überhaupt unmöglich sei. Den Vogel schossen jedoch jene gelahrten Doktoren ab, die folgenden Unsinn zu Papier brachten:



„Ortsveränderungen mittels irgendeiner Art von Dampfmaschinen müssen im Interesse der öffentlichen Gesundheit verboten werden. Die raschen Bewegungen werden nicht verfehlen, bei den Passagieren geistige Unruhe, ‚Delirium furiosum‘ genannt, hervorzurufen. Selbst zugegeben, daß Reisende sich freiwillig der Gefahr aussetzen, muß der Staat doch wenigstens die Zuschauer schützen, denn der Anblick einer Lokomotive, die in voller Schnelligkeit dahinrast, genügt, diese schreckliche Krankheit zu erzeugen. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß eine Schranke, wenigstens sechs Fuß hoch, auf beiden Seiten der Bahn errichtet werde.“



Bist Du im Bilde?

„Nicht nur die Panzerkanone will gepflegt sein, sondern auch die dazugehörige Munition", sagte uns der oben abgebildete Panzersoldat und wienerte liebevoll..., ja, was denn eigentlich?

Ist denn das tatsächlich eine Panzergranate?
Oder vielleicht eine andere Art von Munition?
Stimmen überhaupt die Größenverhältnisse auf dem Foto?
Das sind viele Fragen. Wir wollen nur eine beantwortet haben:

Zu welcher Waffe gehört die abgebildete Munition?

Schreibe bitte die Antwort auf eine Postkarte und sende sie bis zum 25. Januar 1961 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau",
Berlin N 3,
Postschließfach 7986,
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den richtigen Einsendungen wird durch das Los ein Gewinner ermittelt, dem als kleine Anerkennung 20,— DM winken.

20,— DM zahlen wir ebenfalls für jede Idee aus dem militärischen Alltag, die künftig unter „Bist du im Bilde?" in unserer Zeitschrift veröffentlicht wird.

Aus der BÜCHERKISTE

Im Deutschen Militärverlag erschienen:

Der Artillerieoffizier
348 S., 170 Abb., Ldr. m. Sch., 12,90 DM

Walter Conrad, Radar — kein Geheimnis
280 S., 132 Abb., Hlw., 8,20 DM

Rehák, Vladimir/Miroslaw Veprek
Nachtkampf der Artillerie
272 S., 45 Abb., Br., 4,80 DM

Zumr, Vladislav — Bergen von Kraftfahrzeugen
144 S., 78 Abb., Br., 3,50 DM

„Radar — kein Geheimnis"

Radar gibt es heute in jeder modernen Armee. In fast allen Waffengattungen werden Radargeräte, oder — wie wir sie nennen — Funkmeßgeräte eingesetzt. Die Funkmeßtechnik ist aber keineswegs ein Privileg der Armee. Sie wird in den verschiedensten Zweigen der Volkswirtschaft nutzbringend eingesetzt. Doch wer weiß schon außer den Spezialisten etwas genaueres über diese geheimnisvollen Geräte?
Walter Conrad, der bekannte Verfasser anerkannt guter populärwissenschaftlicher Literatur, schrieb deshalb für die Allgemeinheit das Buch „Radar — kein Geheimnis".
Tatsächlich, wer dieses Buch gelesen hat, dem ist die Funkmeßtechnik kein Geheimnis mehr. Der Verfasser führt uns spielend in das komplizierte Gebiet der Funkmeßtechnik ein. Große Vorkenntnisse werden dabei nicht benötigt, es genügt die Allgemeinbildung einer 8-Klassen-Schule, um den Inhalt zu verstehen.
Im ersten Kapitel beschreibt Walter Conrad anschaulich das Phänomen Echo, dem wir in der Natur auf verschiedenartige Weise begegnen. Der Verfasser geht auf viele interessante Einzelheiten ein und regt zu schöpferischem Mitdenken an. Wer schon einmal in den Bergen war, wird gewiß schon selbst einmal ein Echo gehört haben. Und wie oft haben wir schon beim Gewitter die Sekunden zwischen Blitz und Donner gezählt, um zu erfahren, in wieviel Kilometer Entfernung der Blitz niederging. Alle kennen wir auch die Fledermäuse, die Nachtschwärmer des Tierreichs. Selbst Hindernissen wie dünnen Bindfäden weichen diese Tiere im Flug geschickt aus. Sogar mit verklebten Augen finden sie ihre Beute mit tödlicher Sicherheit. Erst vor zwanzig Jahren wurde dieses Rätsel gelöst. Die Fledermaus verfügt über eine Echopeilanlage! Mit ihrem Kehlkopf erzeugt sie Ultraschallstöße, die durch das Maul gebündelt ausgestoßen werden. Trifft der Schall auf ein Hindernis, wird er zurückgeworfen, und die ultraschallempfindlichen Ohren des Tieres nehmen das Echo auf. Die Fledermaus ist so hellhörig, daß sie sogar Richtung und Entfernung des Hindernisses feststellen kann.
Eine Funkmeßstation arbeitet nach dem gleichen Prinzip. Sie sendet elektromagnetische Wellen aus und nimmt die von den Hindernissen reflektierten Funkechos wieder auf. Aus der jeweiligen Stellung der Antenne und aus der Laufzeit der Funkimpulse lassen sich dann leicht Richtung und Entfernung des Hindernisses bestimmen. Bevor im Buch der Aufbau einer Funkmeßstation beschrieben wird, lesen wir noch schnell einiges über Empfang, Ausbreitung und Erzeugung elektromagnetischer Wellen. Müssen wir doch zum Verständnis der folgenden Kapitel wissen, wie Gleich- und Wechselstrom erzeugt wird, was ein Schwingungskreis ist und wie eine Elektronenröhre arbeitet. Aber auch hier keine Angst! Selbst meine Frau, die sehr wenig von Elektrotechnik weiß, las dieses Kapitel mit Vergnügen und verstand es auch.
Damit kämen wir nun zum Aufbau der Funkmeßgeräte. Eine verteufelt komplizierte Angelegenheit. Der Verfasser weiß aber guten Rat. Wie bei einem Metallbaukasten wird Teil auf Teil erläutert und zusammengesetzt, bis sich vor unseren Augen plastisch das Bild einer arbeitenden Station ergibt.
Das Spannendste kommt jedoch erst: „Radar in der Luftfahrt", „Radar in der Schiffahrt", „Radar in Wissenschaft und Forschung" und „Radar in der Armee". Diese Kapitel sind der Hauptteil des Buches. Aber lesen Sie selbst, wie es auf der Brücke eines Schiffes aussieht, wie mit Funkmeßstationen die Feuerstellungen schießender Artillerie ausgemacht werden und wie mit Funkmeßstationen eine Wetterkarte zusammengestellt wird.
Abschließend kann gesagt werden, daß Autor und Verlag mit diesem Buch ein guter Wurf gelungen ist. **Kurt Ruppin**



HÖREN SIE BITTE MAL ZU

**Sie hat sich verändert,
sie ist jugendgemäßer, interessanter geworden. Sie trägt ein neues Kleid aus besserem Stoff in ideenreicherer Verarbeitung. Sie hat sich viel vorgenommen für das Jahr 1961.
Ihr Programm ist bunt und vielgestaltig und macht sie unentbehrlich für alle Angehörigen und Reservisten der Nationalen Volksarmee.
Sie berichtet über das Leben in den Einheiten der Nationalen Volksarmee, informiert ständig über militärpolitische, militärfachliche und militärtechnische Probleme sowie über die Stärke und Kampfkraft der sozialistischen Waffenbrüder.
Sie ergänzt und unterstützt die „Armee-Rundschau" und ist ihr bester Weggenosse.**

**Volks-
armee**

WOCHENZEITUNG
DER NATIONALEN VOLKSARMEE

**Die Wochenzeitung der Nationalen Volksarmee,
16 Seiten wöchentlich, für jeden etwas,
monatlich mit großer Dokumentenbeilage
Politik, Wissenschaft und Kultur,
Monatsabonnement 1,30 DM,
Bestellungen über die Deutsche Post**

BESTELLSCHEIN



Ab sofort und bis auf Widerruf bestelle ich
zum Monatsabonnement von 1,30 DM

Datum

Name Vorname

Genaue Anschrift oder Postschließfach der Einheit

**Zur Frei-Haus-Lieferung durch das zuständige Postamt
oder zur Lieferung über die Dienststelle**
(Nichtzutreffendes streichen)





TO HUU

Demokratische Republik Vietnam

Der Fisch und das Wasser

Deutsch von Eduard Zak

Es klettert sich schwer vom Vinh-Yên herauf.
Du kommst vom Gebirg mir entgegen,
Auf halbem Weg, wo der Bambus steht,
Dich in den Schatten zu legen.

Auf halbem Weg, wo der Bambus steht,
Da rasten wir beide im Schatten.
Soldat, deine Füße sind wund vom Marsch
Wie mir, dem Parteisoldaten.

Soldat, deine Füße sind wund vom Marsch.
Wir brauchen uns nicht zu kennen:
Woher du kommst, woher ich bin?
Wir können schon Freunde uns nennen.

Woher du kommst, woher ich bin,
Ein Blick schon kann es uns sagen:
Als Kampfgefährten erkennen wir uns
Am Kleid, das wir beide tragen.

Als treue Gefährten erkennen wir uns,
Als Bruder will ich dich lieben.
Der Schweiß tropft dir vom bleichen Gesicht:
Wo sind unsre Lieben geblieben?

Drüben am Dorfrand, im Schatten des Bambus,
Wiegt eine Oma ein Kindchen im Schoß:
Wachs nur, mein Kleines, im Krieg ist der Vater
Lang noch! Du wirst bei der Großmutter groß.

Schlaf nur, mein Liebes! Die Mutter, sie muß erst
Kraut für das Süppchen am Markte erstehn.
Väterchen kämpft an der Front noch lange,
Schuften ins Reisfeld muß Mütterchen gehn!

Das Lied, kannst du's hören? Das Herz wird dir schwer,
Gedenkst du der Heimat, der Lieben.
Und Sanftmut ist in den Augen dir
Vom Blick in die Ferne geblieben.

Gleich brechen wir auf. Du steigst zu Tal,
Ich bergwärts . . . Seit heute morgen
Ist mein Herz dem deinen innig verwandt:
Wie der Fisch dem Wasser: geborgen.

Der Ritt ins Morgenrot

Vor 185 Jahren, am 6. Januar 1776

wurde Major Ferdinand Schill geboren

Ein Berg Bücher über Ferdinand von Schill liegt vor mir, vor allem viele alte, verstaubte. Solche aus den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts und welche aus der Zeit Bismarcks, im Geiste des „Blut und Eisen" geschrieben. Augenzeugenberichte und preußische Heldengesänge. Und ich stelle mir vor, wenn an Stelle der vielen preußisch-deutschen Schreiberlinge ein alter Soldat seine Erlebnisse niedergeschrieben hätte, einer, der an der Seite Schills bei Kolberg, Damgarten und Stralsund gekämpft hat, einer, dessen Name wie der von Hunderten anderer Schillscher Husaren und Infanteristen in keinem Geschichtsbuch zu finden ist. Und ich habe nichts anderes zu tun, als den Bericht dieses alten Soldaten von den verschnörkelten Redewendungen seiner Zeit zu befreien.



Eigentlich habe ich ihn nur wenige Stunden gesehen. Aber wo ich ihn nicht sah, waren andere aus unserem Korps dabei, und abends am Lagerfeuer oder in den Quartieren gingen dann die Geschichten über unseren Major reihum.

Es war bei Kolberg, wo ich zu ihm gestoßen bin. Verwundet war er nach der Schlacht von Jena und Auerstedt geflohen und über Magdeburg schließlich mit einem lebensgefährlichen Wundfieber in Kolberg angelangt. Nach seiner Wiederherstellung aber zögerte er keine Stunde, sondern beteiligte sich an der Verteidigung der Stadt gegen die Truppen Napoleons.

Ich gehörte zu den zehn Infanteristen und zehn Husaren, die unser Major am 7. Dezember besaß. In dem kleinen Flecken Gültzow überraschten wir damals eine ganze Kompanie Franzosen, verjagten die feindliche Reiterei und nahmen die Infanterie zum größten Teil gefangen. Drei Gepäckwagen, tausend Taler und eine Anzahl von Gewehren haben wir erbeutet.

Warum bin ich eigentlich bei Schill geblieben? Es wär' so gut gewesen, nach Hause in unser Städtchen zurückzukehren und dort beim Schwatz am Sonntag im Gasthof abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln. Was war schon von unserer preußischen Armee übriggeblieben!? Bei Jena und Auerstedt war sie wie ein morscher Baum umgebrochen, und es war für uns Soldaten wirklich ein hartes Brot, unter den hochnäsigen Offizieren Seiner Majestät zu dienen.

Aber Schill war so anders. Er sah nicht alles, was keinen Federbusch trug, über die Schulter an. Und er nannte uns nicht ER, sondern SIE. Das gab es nirgendswo sonst in der preußischen Armee. Bei ihm wurde keiner geprügelt. Anstatt dessen packte er uns mit solchen Worten an der Ehre, daß wir uns oft schämten, auch die Altgedienten unter uns. Die schlimmste Strafe war der Ausschluß aus dem Korps.

Bei Schill konnten auch wir einfachen Soldaten Offizier werden. Nie hörte ich von ihm erzählen, daß er sein Geld verpraßte und verspielte. Nie war er überheblich zu uns, und wenn es einmal Klagen gab, setzte er sich für uns ein.

Ich entsinne mich da eines tollen Husarenstücks unseres Majors. Damals war er noch nicht Major. Es war in der Umgegend von Kolberg.

Auf einem Gutshof feierten napoleonische Offiziere einen Ball mit allem Prunk und viel Lärm. Sie wiegten sich in völliger Sicherheit. Am Gesindehaus hatten sich viele Zuschauer angesammelt, unter ihnen auch ein kleiner, gedrungener Bauer mit Bärtchen und ehrlichen braunen Augen. Als das Gelage seinen Höhepunkt erreichte, ging eben dieser Bauer zur Festtafel, und ehe es jemand hindern konnte, nahm er sich ein Glas und trank es auf das Wohl Seiner Majestät des Königs von Preußen, der das übrigens ganz und gar nicht verdiente. Da sprangen gleich einige von den Napoleonischen auf und versuchten, unseren Bauern zu ergreifen. Der aber schoß einen von ihnen nieder.

Dann kamen auch schon wir, und nach einem kurzen Handgemenge nahmen wir die gesamte Ballgesellschaft gefangen. Danach rissen sie in Kolberg nicht schlecht die Augen auf, als wir mit den gefangenen Offizieren in die Stadt einmarschierten, voran auf seinem Rappen unser Major in seiner Bauernkleidung, die ihm so trefflich stand.

Ein anderes Mal ritt Schill mit acht Husaren aus, und ohne zu zögern, nahm er den Kampf mit einer französischen Patrouille von 16 Reitern auf. Solche Überfälle auf eine Übermacht geschahen nicht selten. Unser bedeutendster Fang war der Herzog von Belluno, gegen welchen der zu Lübeck in französische Gefangenschaft geratene General von Blücher ausgewechselt wurde.

Durch alle diese Scharmützel tief in Feindesland wurden wir Schillschen berühmt. Außer uns gab es nur wenige, die den Kampf gegen die fremden Eindringlinge fortsetzten. Das war 1808. Unser Aufstand fiel erst in das darauffolgende Jahr. Denn im Dezember 1808 waren wir nach dem

schmachvollen Tilsiter Frieden in Berlin eingezogen. Damals bestand das Korps unseres Majors bereits aus Hunderten Freiwilliger. Ich gehörte zum „Leichten Bataillon von Schill“, zur Infanterie. Die Reiterei nannte sich das „2. Brandenburgische Husaren-Regiment“.

Ende April überschlugen sich in Berlin die Ereignisse. Wir merkten auch in der Garnison die Unruhe, die alle erfaßt hatte. Es wurden Gerüchte laut, daß die Österreicher erfolgreich in Süddeutschland vormarschierten. In Hessen war Oberst Dörnberg das Haupt eines Aufstandes. Aus allen Teilen des Landes kamen Nachrichten. Im fernen Spanien leistete das Volk den napoleonischen Eindringlingen erfolgreich Widerstand.

Aber wie es uns schien, wartete unser Major immer noch auf einen Befehl des Königs, der sich nach Königsberg verkrochen hatte. Die Zeit verstrich. Unser Major schickte Verbindungsleute in einige Aufstandsgebiete. Einer von ihnen wurde gefaßt, und der König erhielt Kenntnis von der Aufstandsstimmung in unserem Korps. Und hatte Seine Majestät bisher geschwiegen, nun wurde es in Königsberg lebendig. Am 27. April traf in Berlin eine königliche Kabinettsorder ein. Schill solle sich sofort nach Königsberg begeben und sich hier vor einem Kriegsgericht verantworten. Wir erfuhren erst später verschiedene Einzelheiten. Klar war, daß unser Schill ein verlorener Mann gewesen und dieser von Tatkraft strotzende Mensch zur Untätigkeit verdammt worden wäre, hätte er der Kabinettsorder Folge geleistet.

Am 28. April rückten unsere Husaren zum Halleschen Tor hinaus. Auf der Straße nach Potsdam ließen sie die vielen Zuschauer, die sich wie immer bei militärischen Übungen des Schillschen Korps angesammelt hatten, weit hinter sich. Dann ließ unser Major die Husaren halten und verkündete ihnen, daß die Stunde der Befreiung des Vaterlandes gekommen sei. Er stellte es jedem frei, bei ihm zu bleiben. Es gab keinen, der nach Berlin zurückritt. Am nächsten Morgen gingen die Husaren über die Havel. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai folgte unser „Leichtes Bataillon“ unter Leutnant von Quistorp den Husaren. Am 8. Mai wurde dann der königliche Befehl bekannt, daß unser Major und alle, die mit ihm gegangen sind, einem strengen Militärgericht unterworfen werden sollen. So begann unser Marsch ins Morgenrot.

Dringend bitte ich das Corps der Offiziere, den Geist der Einigkeit zu befördern, der die Seele im Kriege ist.

Schill.

Wir waren ein bunt gekleideter Haufen. Wir, die wir aus der Berliner Garnison ausgerückt waren, besaßen ja unsere Uniformen. Aber die vielen Freiwilligen, die auf unserem Zug nach Stralsund zu uns gestoßen sind, sahen oft lustig aus. Manche hatten ein buntes indisches Tuch lose um den Hals — andere eine Tatarenmütze mit Totenkopf auf dem Haupte. Vielen fehlten die Tornister. Das Schuhwerk war fast durchweg zerrissen. Auch um den Sold war es nicht zum besten bestellt.

Aber wir haben uns bis zuletzt an der Seite unseres Schill geschlagen, der so anders war als die Offiziere, die wir bisher kennengelernt hatten. Wir zogen in Köthen, Halle und Bernburg ein, wir besetzten Arneburg und Dodenburg. Unsere Husaren hoben in Halberstadt die Kriegskasse auf und streiften bis Lüneburg, Goslar, in den Harz und nach Wismar. Bei Damgarten siegten wir über eine Übermacht.

Vielerorts wurden wir begeistert empfangen. Immer wieder schlossen sich Freiwillige an. Aber bald merkten wir, außer einigen Ausnahmen kämpften wir allein. Unser Major hatte gedacht, daß sich unser ganzes Volk erhebt und unser Zug zum Signal wird. Die Einsicht, daß daraus nichts wurde, brachte Niedergeschlagenheit in unsere Reihen. Aber sollten wir aufgeben, was wir kaum begonnen hatten? So fügten wir uns der Entscheidung unserer Offiziere und marschierten weiter, wenn auch das Morgenrot, das wir bei unserem Auszug noch gesehen hatten, verblaßt war.

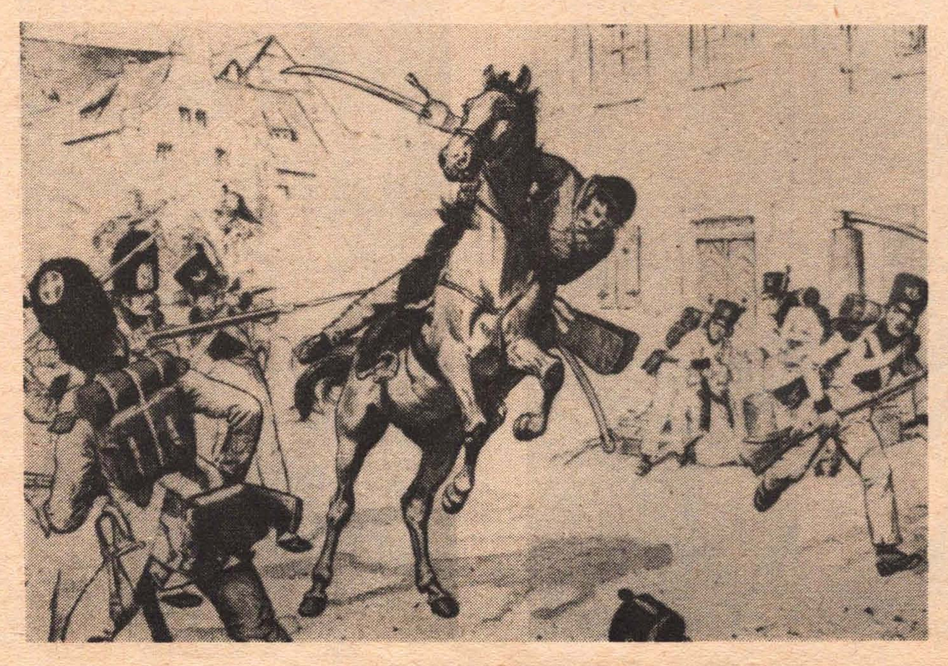
Sollten wir unserem Major die Schuld für unsere Lage geben, daß wir zuletzt als Gehetzte nach Stralsund zogen? Er hatte gehandelt wie ein Mann, der sein Vaterland liebt. Verraten aber hatte uns Seine Majestät, die uns als Räuber bezeichnete und für vogelfrei erklärte. Der in Königsberg tat nichts, um das Land von den Eindringlingen zu befreien.

Aber wie Schill zum König stand, war so eine unbegreifliche Sache für mich. Obgleich ihn Seine Majestät fallen ließ, war unser Major nie ein Feind des Königs, sondern er rief uns immer wieder auf, für den König zu kämpfen. Gleichzeitig stand in seinen Erlassen und Aufrufen immer vom Vaterland geschrieben.

Unser Major wandte sich an den einfachen Mann und rief ihn auf, zu den Waffen zu greifen! Den ausländischen Unterdrückern sollte der Untergang bereitet werden! Aber unser Major duldete es nicht, ich sah es selbst in Bernburg, daß das einfache Volk einen verhaßten Bürgermeister bestrafte. Und in Halle wußte es ein Offizier unseres Korps zu verhindern, daß die kleinen Leute das Rathaus stürmten. Ja, unser Major war zu uns wie ein Vater, doch unser Leben in den Dörfern und in den Tagelöhnerstuben in den Städten hatte er nie am eigenen Leibe verspürt. Wie sollte er unsere Sorgen um das tägliche Brot kennen?

Am letzten Maientag 1809 begann dann unser Höllentanz in Stralsund. Ich will es als letztes berichten. Denn es war der letzte Tag unseres Aufstandes. Wir Infanteristen standen am Triebseer Tor, als die Dänen und Holländer mit 6000 Mann anrückten. Eine Weile hielten wir uns. Der Hauptstoß traf das Knieper Tor. Zwei Angriffe wurden zurückgeschlagen. Der dritte warf unsere Leute bis zum Markt zurück. Unser Major kam mit Verstärkung zu spät. Man erzählt sich, daß er dem Obersten der Holländer mit den Worten: „Hundsfott, bestell mir Quartier!“ den Kopf gespalten habe. Bald von allen Seiten eingekreist, erkannte Schill, daß nur noch ein ruhmvoller Untergang zu suchen war. Am Frankentor stürzte er sich in den wildesten Straßenkampf. Am Schidsood, einer hölzernen Pumpe, wurde er von dänischen Soldaten vom Pferd geschossen.

Vielleicht hatten die meisten von uns ein schlimmeres Schicksal. Etwa sechshundert wurden nach Frankreich verschleppt, wo sie auf den Galeeren angekettet bis 1814 dahinvegetierten.





Nicht nur um Schnelligkeit und Genauigkeit im Feuerdienst geht es, sondern auch um die Sicherung der Stellung. Deshalb jede Übung möglichst wirklichkeitsnah. Die Batterie ist zur Nachtübung ausgerückt. Welche Meldung überbringt der Kradschütze?

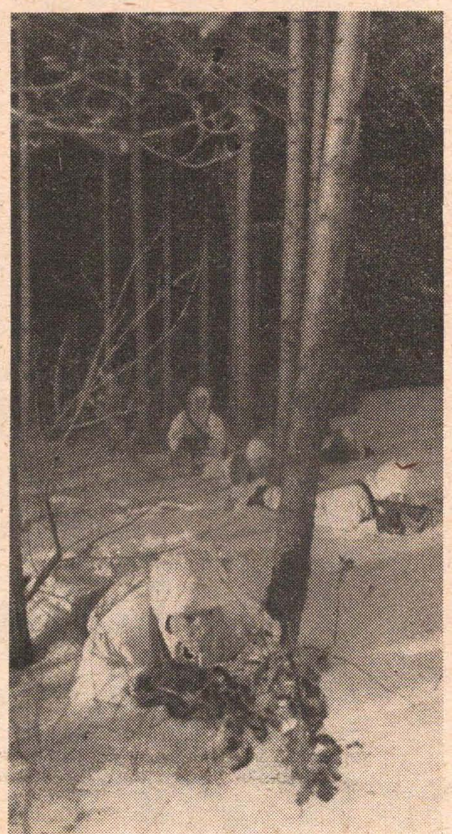


Der Batteriechef, Oberleutnant Gerspitzer, hat den Kampfbefehl erhalten. Jetzt haben die Rechner alle Hände voll zu tun, um die Anfangsangaben für das Schießen schnell vorzubereiten. Durch Funk werden sie in die Feuerstellung der Batterie übermittelt.



◀ Die Raketenwerfer-Batterie bezog auf einer verschneiten Ebene ihre Feuerstellung. Im Nu waren die Waffen abgedeckt, und in wenigen Augenblicken könnte die Batterie das Feuer auf das Ziel eröffnen, wenn ...

... wenn sich der „Gegner" nicht nähern würde. In weißen Tarnanzügen heben sich die Diversanten kaum vom Schnee ab. Sie wissen: auf so kurze Entfernung können ihnen die Raketenwerfer nichts anhaben.



Aber die Artilleristen schlafen nicht. Die Beobachter haben den „Gegner" bereits erkannt. Und dann ist die Nacht voller Feuer. Leuchtkugeln zischen in den Himmel und tauchen das Vorfeld in gleißendes Licht. Aus den Maschinenpistolen und Maschinengewehren züngelt Mündungsfeuer. Die Kanoniere behaupten sich. Die Diversanten müssen weichen.

Der Angriff auf die Feuerstellung wurde zerschlagen. Der Batterieälteste schießt das vereinbarte Signal. Die Raketenwerfer eröffnen das Feuer. Der Kradschütze kann dem Oberleutnant Gerspitzer auf der B-Stelle melden, daß die Batterie bereit ist, weitere Gefechtsaufgaben zu erfüllen.

Eine Nacht voller Feuer

erlebten in einer tschechoslowakischen Raketenwerfer-Batterie Zdenek Labik (Foto) und Milan Jandik (Text).





BERND SCHIRMER

Sonntagsfreuden

Eine Satire

Ich kämme mir zum elften Male die Haare, ich schnalle mein Koppel straff — letztes Loch! —, die Mütze wird zurechtgerückt, die Uniform geglättet. Dann trete ich grüßend ein und verharre in strammer Haltung. Der UvD. mustert mich. „Genosse Unteroffizier, ich möchte bitte meinen Ausweis."

„Ausgang?"

Ich nicke militärisch exakt.

„Kragenbinde!" — Blendend.

„Bügelfalte!" — Messerschneide.

„Rasur!" — Wie geleckt.

Als der Unteroffizier auch Taschentuch, Fingernägel und Kamm kontrolliert hat und ihm keine Prüfungsobjekte mehr einfallen, spricht er mit einem breiten Grinsen:

„Schön. Wirklich sehr schön. Sie sind heute, möchte ich fast sagen, ein recht vorbildlicher Soldat. Weiter so, weiter so! Allerdings ist Ihr Ausgang gestrichen. Bedauerlich, was?"

Ich fühle geradezu, wie ich erblasse. Gestrichen ... Als ich mich vom ersten Schreck erholt habe, stottere ich los:

„Aber meine ... ich ... ich kriege doch Besuch. Meine, meine Freundin kommt."

„Na und? Genosse! Wer soll denn die Kartoffeln schälen, wenn alle ausgehen?", meint der UvD. nachdenklichen Gesichts.

Was soll ich tun?

Der Hauptfeldwebel, der meinen Ausgang gestrichen hat, wohnt außerhalb der kleinen Dienststelle. Ich suche irgendeinen Offizier aus unserer Kompanie. Vergebens, heute ist ja Sonntag ...

Letzte Rettung: Ich gehe zum OvD. Leutnant Breitenbach sieht mich durchdringend an. Hat er denn die Kritik, die ich damals über ihn an die Wandzeitung geheftet hatte, noch nicht vergessen? (Er hatte einmal eine Buchbesprechung halten wollen, und als wir ihn nach einem halben Jahr erinnert hatten, sagte er, er habe es ganz vergessen.)

„Freundin? Besuch? Bin ich Ihr Hauptfeldwebel? Bin ich Ihr Kompaniechef? Nein, Genosse, schlecht möglich. Vielleicht klappt es nächsten Sonntag ...

Ich bin todunglücklich. Ich werfe mich aufs Bett und brüte meine Gedanken aus. Ihr enttäuschtes Gesicht sehe ich, ihr Lächeln, das verschwindet, als sie erfährt, daß ich in der Kaserne bleiben muß. Horch! Das Telefon! Ich soll zur Torwache kommen, hätte Besuch, sagt mir der Unteroffizier vom Dienst.

Und schon stehe ich vor ihr, nach Luft japsend. Sie errötet, ich erröte. Sie will etwas sagen, ich will etwas sagen. Ach, am liebsten hätte ich sie umarmt! Doch die Zuschauer: lauter Soldaten ...

Nun endlich bringe ich ihr die Trauerbotschaft. Sie lächelt. Nanu?



„Na, dann komme ich eben zu dir. Darf ich rein?"

Ich erwirke die Erlaubnis. Ausnahmsweise. Weil heute Sonntag ist. Natürlich nur in den Klubraum.

Ich führe sie in meine Unterkunft, in die Stätte meines Wirkens. Der Weg ist ein Spießrutenlauf, überall Soldaten ... Als wir mein Zimmer betreten, ruft mir einer zu:

„Los mach die Bude sauber. Du hast Stubendienst."

Und dann sagt er: „Ach so." Und alle staunen: „Ah!" und „Oh!" „Wenn die Sache so ist, mache ich die Stube für dich sauber." Meine Freundin stößt mich in die Seite:

„Kommt nicht in Frage. Wird selber gemacht."

Zur Verwunderung meiner Stubengenossen gehen wir zu zweit an die Arbeit. Wir wischen Staub, putzen Fenster, kehren aus, bohnern, und als der UvD. das Zimmer betritt, erstarrt er vor Ehrfurcht und möchte uns am liebsten belobigen.

Auf dem Flur ertönt der Ruf: „Kartoffelschäler raustreten!" Träge erhebt sich einer nach dem andern, bewaffnet mit einem Messer und verschwindet.

„Bleib ruhig hier. Wir schälen für dich mit", sagen meine Freunde.

„Auf keinen Fall!", protestiert meine Freundin, „wir schälen beide mit!" Ich besorge ihr aus der Küche einen Arbeitsmantel.

Schon knattert die Vorschälmaschine. Aller Augen sind auf die Hände meiner Freundin geheftet, die flink die restlichen schwarzen Stellen auf den Kartoffeln beseitigen. Das spornt an! Ein Riesentopf nach dem anderen wandert in die Küche. Bald sind wir fertig, und es ist Zeit zum Abendessen. Jeder Soldat an meinem Tisch wirft meiner Freundin unmißverständliche Blicke zu und schiebt ihr dabei etwas von seiner Portion auf den Teller, so viel, daß sie es gar nicht bewältigen kann. Lächelnd legt sie davon den größten Teil auf meinen Teller, und die andern grollen.

Nach dem Abendessen verschwinde ich mit ihr im Klubraum. Leise Musik aus dem Radio ... aber schon geht die Tür auf, und herein kommen die andern. Mir ist nichts vergönnt.

Ob ich noch einmal versuche, ausgehen zu dürfen?

„Das wäre gemein", finden die andern, „du denkst gar nicht ein bissel fürs Kollektiv."

Es ist schon spät. Wir bleiben.

Wir hören auf die Musik, wir unterhalten uns, wir spielen Mensch-ärgere-dich-nicht.

Anfangs ärgere ich mich doch, aber ihr heimliches Lächeln und ihr heimliches, zärtliches Treten auf meine Schnürschuhe söhnen mich aus mit dem Schicksal.

„Fertigmachen zur Nachtruhe!", ertönt es auf dem Flur.

Ich begleite sie ans Tor. Sie will ihren Zug noch erreichen. „Du mußt entschuldigen", sage ich, endlich allein mit ihr, „es war ein verpatzter Sonntag ..."

„Für mich nicht. Es war doch schön. Weiß ich wenigstens, wie es dir hier drinnen geht."

„Und wie geht es mir hier drinnen?"

„Besser, als ich dachte; und besser, als du mir erzählt hast. Du hast manchmal sehr schwarz gemalt und übertrieben. Du hast manchmal geschimpft. Und deine Freunde sind doch auch prima Kerle ..."

Aha, denke ich.

„Mach doch nicht so ein Gesicht", sagt sie leise, und sie ist mir sehr nahe, und finster ist es auch.

Ich ... ich ... küsse sie, als wollte ich alles Erträumte, Versäumte des ganzen Tages nachholen.

Plötzlich tippt mir einer auf die Schulter. Ich schrecke hoch. Ein Unteroffizier!

„Fertigmachen zur Nachtruhe!", sagt er. „Zu Befehl!" sage ich wütend. Meine Freundin hält mir den Mund zu, sonst wäre ich, glaube ich, frech geworden.

„Komm", sagt sie, „mein Zug ..."

Schon geht sie durch die Wache, entschwindet, dreht sich um, winkt, winkt, und bald höre ich auch ihre Schritte nicht mehr. Am nächsten Morgen erzählte mir einer, der nachts aus dem Urlaub kam, ich hätte im Schlaf gelächelt.

Illustrationen: Klimpke



Anmerkung der Redaktion:

Der Diensthabende ist zu bestrafen, das Mädchen ist als Küchenfrau einzustellen.

UNSERE NEUE FORTSETZUNGSGESCHICHTE

Der schwarze Jet

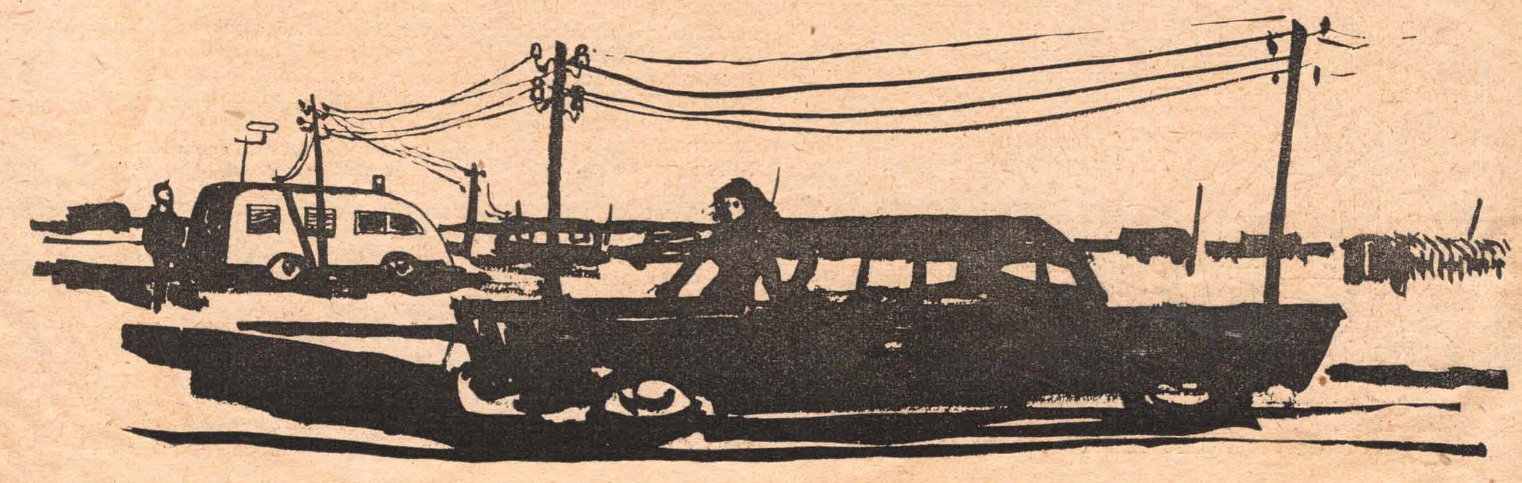
VON HARRY THÜRK

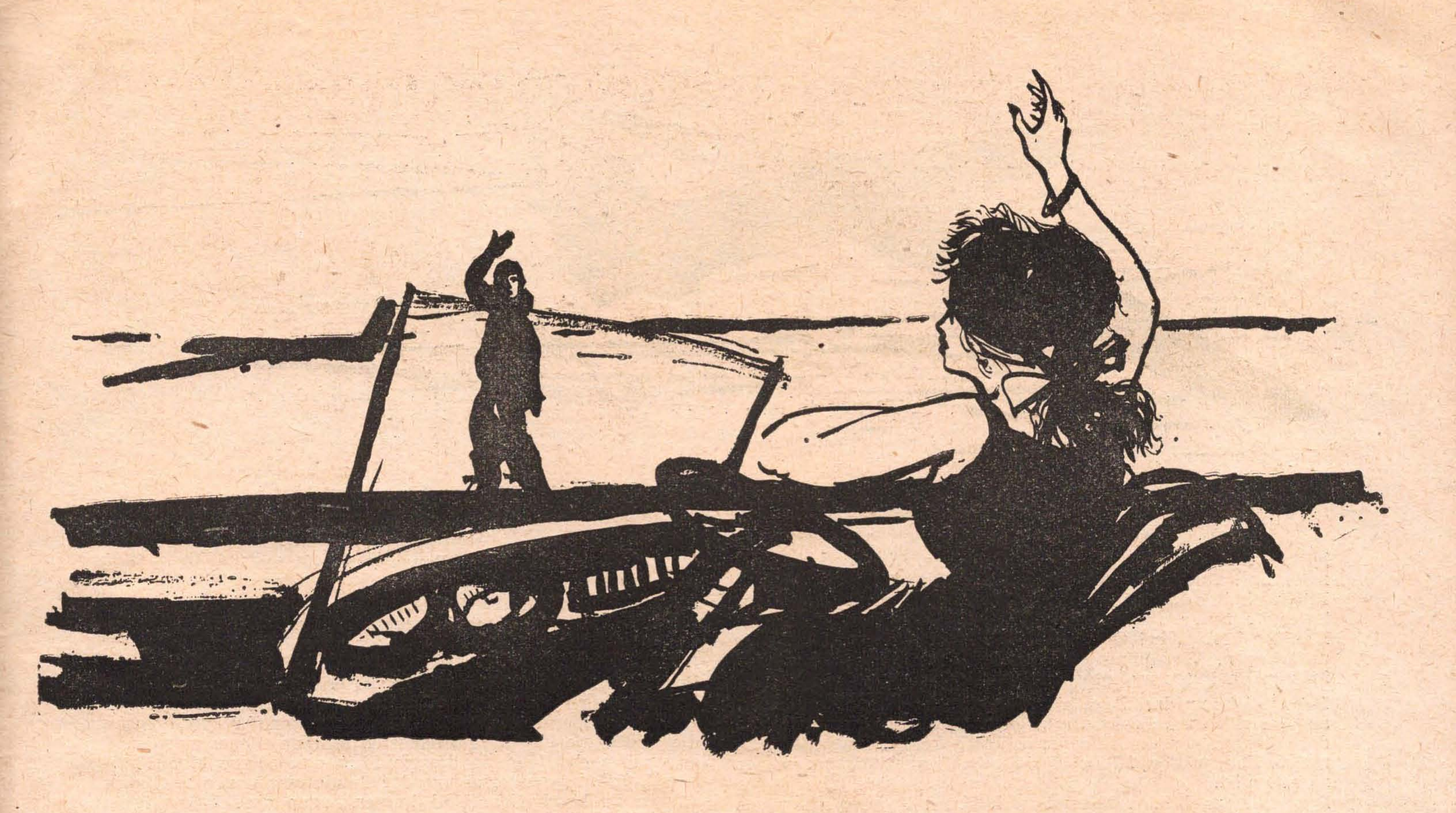
Über dem flachen, ausgetrockneten Land um den amerikanischen Luftstützpunkt Incirlik, östlich von Adana in der Türkei, steht die Sonne noch hoch am Himmel. Es ist schon ziemlich warm um diese Jahreszeit, und die kleinen Fenster der bunt gestrichenen Wohnwagen, in denen die Angehörigen der amerikanischen Flieger leben, sind weit offen.

Vor einigen Jahren stand diese Kolonie von Wohnwagen noch nicht. Aber um diese Zeit gab es regelmäßig Streit mit der Bevölkerung in der Umgebung, weil die amerikanischen Flieger ihre Finger nicht von den Töchtern der türkischen Bauern lassen konnten. So entschloß sich das Kommando, die abenteuerlichen Streifzüge der Stützpunktsoldaten dadurch wenigstens um eine Kleinigkeit einzuschränken, daß es den Ehefrauen anbot, während der Dienstzeit ihrer Männer in jener schnell errichteten Wohnwagenkolonie zu leben. Nun ist hier so etwas wie eine amerikanische Kleinstadt entstanden. Die Frauen der gut verdienenden Flieger lungerten in den Kasinos herum, durchstreiften die türkischen Basare und flitzten mit ihren Autos über die staubigen Straßen, auf der Suche nach Erlebnissen, die ihr ziemlich eintöniges Dasein bunter machen. Einer der Wohnwageninsassen weiß alles über den anderen. Man kennt die Familienverhältnisse, die Eifersuchtstragödien und die ‚kleinen Geschäfte", die der Nachbar mit Dollars, Benzin oder Zigaretten betreibt. Aber einer steht dem anderen darin nicht nach, und so verläuft das Leben mit Ausnahme von gelegentlichen Streitigkeiten eigentlich ruhig. Einige der Insassen jener Wagen jedoch stehen außerhalb des regulären Betriebes, der auf dem Stützpunkt abläuft. Sie nehmen am üblichen Dienst nicht teil. Ihre Ausbildung war unterschiedlich, und ihre Freizeit ist reichlicher bemessen als die anderer. Dafür sind sie dann immer wieder für längere Zeit abwesend, und wenn sie zurückkommen, schweigen sie über das, was sie getan haben. Es sind Leute, die man auf dem Stützpunkt die „Fernaufklärer" nennt. Niemand weiß genau, wohin sie fliegen, nur daß es gefährliche Flüge sind, die sie machen, und daß diese Gefahr, in die sie sich begeben, entsprechend bezahlt wird. Alles übrige unterliegt der Geheimhaltung, die gerade in diesem Falle sehr genaugenommen wird.

Amtlich heißt es, daß die schweigsamen Piloten mit dem hohen Verdienst Angestellte der Nationalen Verwaltung für Aeronautik und Weltraumforschung sind. Ihre Flüge dienten der Erforschung höherer Luftschichten. Aber das wird kaum noch von jedem geglaubt, denn ab und zu sickert etwas aus den Gesprächen im Familienkreis in die Gemeinschaft der Wohnwagenbewohner, und man findet bestätigt, was man schon lange glaubte: Diese Piloten fliegen Sonderaufträge für das State Departement, und es ist besser, darüber nicht allzuviel zu reden. —

Einer der Männer, die am 27. April des Jahres 1960 ausgeschlafen ihren Wohnwagen verlassen und zum Stützpunkt hinüberfahren, heißt Francis Gary Powers. Ein stämmiger, schwarzhaariger Mann, der noch nicht dreißig Jahre ist. Er trägt Zivilkleidung, als er gegen Mittag aufbricht. Seine Frau, ebenfalls schwarzhaarig, mit frisch geschminkten Lippen, winkt ihm noch einmal kurz zu. Für sie ist das ein Abschied, wie es ihn oft gibt. Er ist eine Routinesache. Francis, ihr Mann, hat einen Flug zu machen. Nun gut, er wird ihn machen, und danach wird er zurückkommen. Er wird einen Tag oder zwei schlafen, wird gereizt und nervös sein, und danach wird wie immer alles vergessen werden. Barbara Powers weiß sehr gut, welche Routen ihr Mann fliegt. Aber sie hat sich bis jetzt kaum Gedanken darüber gemacht. Langsam ist sie zu der Überzeugung gekommen, daß die ganze Sache sich viel gefährlicher anhört, als sie in Wirklichkeit ist. Francis und die übrigen Piloten seiner Einheit fliegen über sowjetischem Territorium. Einmal hier, einmal dort. Sie fliegen in großen Höhen, und die Russen sind mit ihrer Technik nicht einmal in der Lage, sie überhaupt zu orten. Ihre Jagdflieger können sie nicht erreichen, und in diesen Höhen ist auch für die Fliegerabwehr nichts mehr zu machen. Die junge Frau weiß, daß der Ausdruck für diese Art „Arbeit" Spionage lautet. Sie ist klug genug, um zu wissen, auf was





sich ihr Mann eingelassen hat. Aber es bringt etwas ein, und damit beruhigt sie selbst zu Zeiten, in denen ihr Zweifel auftauchen, ihr Gewissen. Der Job wird ausgezeichnet bezahlt, das ist alles was sie interessiert. Und wenn Francis lange genug geflogen ist, wird das Bankkonto eine Summe aufweisen, die es den beiden gestattet, nach den Staaten zurückzugehen und dort das kleine Geschäft aufzumachen, das dann die gesicherte Lebensexistens darstellt. Es ist weiter nichts als eine Zeit, in der man Dollars macht. Gute, harte Dollars. Damals, 1956, als Francis diesen Job annahm, kam er nach Hause und sagte: „I'm going to make a fast buck, honey!" Ja, er hatte sich entschlossen, einen „schnellen Dollar" zu machen. In der Tat hatte sich dieser Entschluß bezahlt gemacht. Außer dem gemütlich eingerichteten Wohnwagen gab es das Bankkonto. — Auch Francis Gary Powers denkt an dieses Bankkonto, als er langsam auf den Stützpunkt zugeht. Vier Jahre hat er nun in dieser mysteriösen Firma zugebracht, die angeblich Weltraumforschung betrieb, und die für die Eingeweihten so absolut gar nichts mit Weltraumforschung zu tun hatte. „Ten-ten" nennen die Piloten ihre Einheit. Das heißt 10/10. Eine nichtssagende technische Bezeichnung. Wie sollte man diese Abteilung der CIA, der Counter Intelligence Agency auch nennen? Auf keinen Fall bei ihrem richtigen Namen, der etwa „Luftspionage" lauten würde! Die CIA war der zentrale Erkundungsdienst der USA, und nur eine seiner vielen Abteilungen und Gliederungen trug eben die technische Bezeichnung 10/10. Also beließ man es dabei. Schließlich war es ziemlich gleichgültig, wie die Dienststelle hieß, wenn das, was die Arbeit bei ihr bislang eingebracht hatte, eine fünfstellige Dollarsumme war.

30 000 Dollar, sagt sich Francis Gary Powers, das ist keine Kleinigkeit. Als ein Mann mit einem solchen Bankkonto fühlt man sich wohl. Man kann Pläne für die Zukunft machen. Ein Häuschen, einen kleinen Laden, ein Auto. In den Vereinigten Staaten bekommt niemand etwas geschenkt. Aber es gibt Möglichkeiten, einen Dollar schnell zu erwerben. Die CIA ist eine solche Möglichkeit. Dreißigtausend Dollar — im Austausch gegen das Risiko, Kopf und Kragen zu verlieren. Ein Hasardspiel, aber jedenfalls eines, bei dem Geld zu gewinnen ist. —

Er kauft sich in der Kantine eine Schachtel „Kent" und steckt eine der Zigaretten an, bevor er das Kommandogebäude betritt. Shelton erwartet ihn. William Shelton, ein Oberst, ist der Chef der Abteilung 10/10 in Incirlik. Er liebt es, mit seinen Piloten einen zivilen Ton anzuschlagen. Sie lassen sich so leichter behandeln. Und Shelton hat seine Erfahrungen im Umgang mit Untergebenen.

„Ausgeschlafen?" erkundigt er sich augenzwinkernd. Powers nickt. „Einigermaßen. Nebenan ist ein Baby angekommen, das schreit zuviel. Läßt sich aber wohl nicht abstellen."

„Schön", sagt Shelton. „Sie können in Peshawar noch Ruhe halten. Sie fliegen heute nachmittag noch dorthin. Ich komme nach. Flugauftrag erteile ich Ihnen dort. Ihre Maschine ist bereits startklar gemeldet."

Es war immer so gewesen. Die Piloten von 10/10 flogen die Düsenmaschinen vom Typ Lockheed U-2, große, schwarz gespritzte Flugzeuge mit außergewöhnlich langen Tragflächen und einem hohen Seitenleitwerk. Die U-2 war speziell für Spionageflüge in großen Höhen konstruiert worden. Ihre etwas ungewöhnliche Beschaffenheit verlieh ihr in den dünneren Luftschichten in großen Höhen gute Manövrierfähigkeiten. Stets, wenn ein Pilot zu einem Flug startete, war die Maschine vorher gründlich durchgesehen. Die Kontrolle des Piloten beschränkte sich nur noch auf das Funktionieren der Steuerungsanlagen, auf das Sauerstoffgerät und die Funkeinrichtung.

„O. K.", sagt Powers gleichgültig. „Also dann . . ."

Aber der Kommandeur hält ihn noch einen Augenblick zurück. „Sie werden in Peshawar einen Mann aus der Zentrale treffen. Lynn. Er ist auf einer Inspektionsreise. Vermutlich wird er sich mit Ihnen unterhalten."

„O. K.", sagt Powers wieder. Er kennt Lynn. Ein General in Zivil, der den Operativstab der Abteilung leitet. Er war der erste Mann der Einheit 10/10 gewesen, den Powers kennengelernt hatte. Lynn selbst war es gewesen, der damals, vor vier Jahren von einem Flugplatz der Air Force zum anderen gereist war und geeignete Piloten für die CIA ausgesucht hatte. 2500 Dollar, das war sein Angebot gewesen. Für diesen Monatslohn hatte Francis Gary Powers den Vertrag unterschrieben, der ihn zum Piloten der CIA machte, und der von ihm den bedingungslosen Einsatz seiner Person für jeden Zweck verlangte. 30 000 Dollar, etwa die Summe, die Powers heute auf seinem Bankkonto besitzt, waren laut Vertrag als Strafe vorgesehen, falls er auch nur einen einzigen Auftrag der CIA nicht ausführen sollte.

„Ja, also Lynn werden Sie dort treffen," wiederholt der Kommandeur nochmals. „Er hat mit Ihrem Flug wohl nicht direkt zu tun, aber er ist Inspekteur, und vielleicht hat er Ihnen Fragen zu stellen."

Powers erledigt die Arbeiten, die dem Start vorausgehen, mit der eingeübten Routine, die jeder der Piloten in der jahrelangen Tätigkeit erworben hat. Die U-2 steht bereits am Ende der Startpiste. Es vergeht noch eine halbe Stunde, dann heult ihr Triebwerk auf, und sie steigt in den klaren, blauen Himmel.

*

Dem Flugplatz Peshawar in Pakistan ist ein kleines Gebäude angegliedert, in dem die amerikanischen Piloten sich auf-



Illustrationen: Paul Klimpke

halten. Rundum erheben sich steile Berge. Die Landschaft ist rauh und von einer wildromantischen Schönheit. Aber die Flieger haben keinen Sinn für diese Schönheit. In der freien Zeit, die ihnen verbleibt, schlafen sie, oder hocken in der Kantine herum, bei Getränken, die einer strengen Kontrolle unterliegen. Vierundzwanzig Stunden vor einem Start darf keiner von ihnen mehr Alkohol zu sich nehmen.

Powers ist nun drei Tage hier. Mit ihm ist ein weiterer Pilot aus Incirlik nach Peshawar gekommen. Ein gewisser Collins, den Powers von Incirlik her flüchtig kennt. Er schläft die meiste Zeit, während Powers viel mit Mary Patton zusammen zu sehen ist.

Die schlanke, blonde Mary Patton kennt Powers schon von der Zeit her, die er im Stützpunkt Sculthorpe, in der Nähe von Norwich in England, zugebracht hat. Zwischen ihnen besteht eine alte Freundschaft, und da Mary Patton eine gute Freundin von Barbara, der Frau Powers' ist, findet niemand etwas dabei, wenn die beiden zusammenstecken. Vor einigen Jahren hatte Mary Patton mit Barbara Powers zusammen beim Marinekorps als Sekretärin gearbeitet. Heute ist sie Funkerin auf dem Stützpunkt Peshawar. Keine U-2 geht auf die Reise, ohne daß sie es weiß. Und während eines Fluges wartet Mary Patton am Funkgerät auf Notzeichen des Piloten. Selbstverständlich ruht während des Fluges der normale Funkverkehr, aber Mary Pattons Aufgabe ist, darauf zu achten, daß eventuell einer der Flieger das für unvorgesehene Fälle vereinbarte Signal gibt, das dann heißt, er habe Motorschaden und müsse den Flug abbrechen. Es gibt außer Mary Patton nur sehr wenige Leute, die genau wissen, daß dieser Notruf meist gleichzeitig das letzte Lebenszeichen des betreffenden Piloten wäre, denn die CIA hat Vorsorge getroffen, daß keiner ihrer Leute lebend in die Hände des Gegners fällt. Ein Pilot, der aus einem havarierten Flugzeug per Katapultanlage auszusteigen versuchte, würde im gleichen Augenblick von der eingebauten Zerstörladung zerrissen werden. Notlandung mit einer U-2 ohne Triebwerk ist fragwürdig.

Es ist der 30. April. Mary Patton hat bis zum frühen Morgen des 1. Mai dienstfrei. Sie sitzt mit Powers in einer Nische in der Kantine beim Kaffee, und eigentlich hat sie wenig Lust, ihn jetzt schon gehen zu lassen.

„Als ob du nicht sechs Stunden fliegen könntest, ohne vorher zwölf geschlafen zu haben ...“ mault sie.

Powers zuckt die Schultern. Vorschriften sind da, um eingehalten zu werden, denkt er. Sie nicht einzuhalten, kann 30 000 Dollar kosten. Zumal Lynn in der Nähe ist, und William Shelton sehr genau beobachtet, was die Piloten vor dem Einsatz tun. Treiben wir es nicht auf die Spitze, sagt er sich, denn auf dieser Spitze schwankt mein Bankkonto.

„Na ja“, sagt er schließlich, „vielleicht bin ich bald wieder mal hier, oder du kommst uns mal nach Incirlik besuchen. Lynn hat gesagt, ich würde in Richtung Norwegen fliegen. Soll ich dir von dort was mitbringen?“

Mary Patton wirft ihm einen schiefen Blick zu. „Was gibt's denn in Norwegen?“

„Ich habe Ölsardinen in Erinnerung“, sagt Powers. „Aber ich will mich mal umsehen.“

„Einen Silberfuchspelz“, schlägt Mary vor. Powers grinst. Seine Frau wartet auch auf einen Silberfuchspelz aus Norwegen.

„Leider ist die U-2 kein Transportflugzeug.“

„Na ja“, Mary winkt ab. „Es kann auch eine Schallplatte sein. Sie sollen da vernünftige Musik haben.“

„Mal sehen ...“ brummt Powers. „Weißt du eigentlich, wie lange Lynn noch hierbleibt?“

Sie weiß es nicht. Aber sie sagt: „Eins ist sicher: Lynn ist nicht mit einer U-2 hergekommen, sondern mit einem Transportflugzeug. Er hat mir aus Italien eine Rarität mitgebracht. Ein Bild, das ein Affe gemalt hat. Sieht sehr modern aus ...“

Powers trifft jenen Lynn wenig später in der Kantine, als er sein Abendessen einnimmt. Der General ist ein kleiner, etwas rundlicher Mann mit flinken, grauen Augen. Er kennt genau die Route, die Powers am nächsten Morgen fliegen wird, und er weiß auch, daß von diesem Flug eine ganze Menge abhängt. Spionagematerial aus der Sowjetunion war seit jeher schwer zu beschaffen. Und immer, wenn eine U-2 auf die Reise über sowjetisches Territorium geschickt wird, handelt es sich darum, möglichst viele militärische Anlagen, Raketenbasen, Flugplätze und andere Einzelheiten der Landesverteidigung auszukundschaften. Ein Glück, daß wir die U-2 haben, denkt Lynn. Ohne sie würden wir absolut im Dunkeln tappen.

„Wie haben Sie geschlafen?“ erkundigt er sich mit einem verbindlichen Lächeln. Er weiß genau, wo der Pilot die meiste Zeit seit seiner Ankunft in Peshawar verbracht hat. Mary Patton hat ihr besonderes Talent, sich mit Menschen leicht anzufreunden, seit langem in den Dienst der inneren Überwachung gestellt. Ich werde noch einmal mit ihr ausgehen, denkt er, es bleibt genug Zeit dafür, denn ich bin ja noch mehrere Tage hier. — „Als Sie damals bei uns anfingen, war ich gleich sicher, den richtigen Mann gefunden zu haben“, sagt er dann zu Powers. „Wie ich sehe, haben Sie bisher gut gearbeitet. Das freut mich.“ Er sagt nichts davon, daß er auf dieser Reise eine Menge unternehmen wird, um weitere Piloten für die CIA zu werben. Das ist eine Sache, die Powers nichts angeht.

„Morgen werden Sie einen entscheidenden Flug unternehmen. Denken Sie dabei immer daran, daß Sie in absoluter Sicherheit sind. Die U-2 ist todsicher. Jäger oder Flak haben Sie nicht zu fürchten. Sie können sich wie ein Falke am Himmel tummeln, ohne daß Ihnen jemand zu nahe kommen kann.“

Powers, der an seinem Abendessen kaut, nickt zustimmend. Es sind in letzter Zeit Gerüchte über sowjetische Flugabwehrraketen durchgesickert, und er erkundigt sich bei Lynn: „Wie ist das mit den russischen Raketen? Taugen sie was?“

Lynn schüttelt sofort den Kopf. „Die Zieleinrichtungen klappen bei den Russen nicht. Möglich, daß sie über entsprechende Triebwerke verfügen, aber jedenfalls haben sie bis jetzt noch keine ernstzunehmende Abwehrrakete konstruiert. Haben auch keine in Aussicht. Und überhaupt — die Höhe der U-2 ist Ihre größte Sicherheit. Bis die Russen eine Rakete konstruiert haben, die in solchen Höhen präzise ihr Ziel findet, vergehen mindestens noch zehn Jahre. Wann sind Sie eigentlich zum letzten Mal befördert worden, Powers?“

„Kurz nachdem ich eintrat“, gibt der Pilot zur Antwort. Er ist Hauptmann.

„Hm ...“ macht Lynn, der immer viel davon hält, seinen Untergebenen Beförderungschancen zu versprechen. Erfahrungsgemäß beflügelt das ihren Eifer. „Ich werde mir die Sache notieren. Komme demnächst zur Abteilung.“

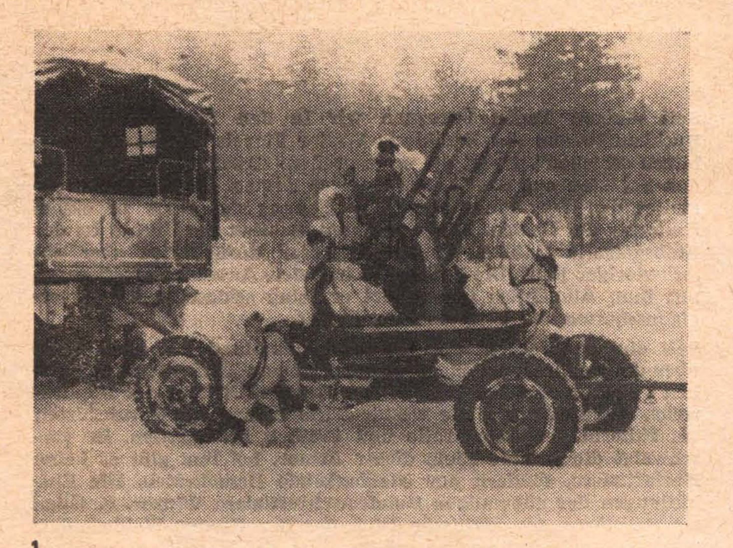
Er bricht das Gespräch mit dem Piloten nicht ab, ohne ihm vorher nochmals zu versichern, wie absolut unangreifbar er mit seiner U-2 ist. Powers glaubt ihm. Ein General muß schließlich wissen, wie weit der Gegner gerüstet ist.

Er legt sich mit dem Bewußtsein schlafen, daß der Flug, der

(Fortsetzung auf Seite 59)

DAS foto FÜR SIE

„Das Foto für Sie“ ist in allen Einheiten beliebt, deshalb setzen wir diese Fotoreihe auch im Jahre 1961 fort, mit der kleinen Änderung, daß in jedem Heft der „Armee-Rundschau“ nur noch drei Fotos veröffentlicht werden.



1

Wer kann „Das Foto für Sie“ erwerben?

Jeder Abonnent der „Armee-Rundschau“ kann von den in jedem Heft veröffentlichten drei Fotos **je 1 Originalabzug, 18 × 24 cm, Hochglanz,** erhalten. **Der Preis je Foto beträgt 2,— DM.**

Wie erfolgen Bestellung und Bezahlung?

Jeder Leser der „Armee-Rundschau“, der „Das Foto für Sie“ erwerben will, kreuzt auf der abgedruckten Kontrollmarke die Nummern der Bilder an, von denen er einen Abzug bestellen möchte, schneidet diese Kontrollmarke aus und klebt sie auf die Rückseite des Empfängerabschnittes einer Zahlkarte, mit der 2,— DM für jedes Bild an den

Deutschen Militärverlag
Berlin N 4,
Postscheckkonto Nr. 405 55 Berlin

überwiesen werden müssen. Den Empfängerabschnitt der Zahlkarte, auf dessen Rückseite die Kontrollmarke geklebt wurde, erhält der Militär-Bilddienst des Verlages, der dann die entsprechenden Fotoabzüge herstellt.

Mit der Bezahlung erfolgt also gleichzeitig die Bestellung des „Fotos für Sie“.



2

Wann erhält jeder Besteller „Das Foto für Sie“?

Die Bestellung des „Fotos für Sie“ muß grundsätzlich bis zum Ende des Erscheinungsmonats des betreffenden Heftes der „Armee-Rundschau“ erfolgen. Nur dann kann eine Auslieferung bis Mitte des kommenden Monats garantiert werden. Wird die Bestellung später aufgegeben, kann dieser Liefertermin nicht eingehalten werden. Die Kosten für den Versand trägt der Deutsche Militärverlag.

Eine besondere Überraschung

Alle Leser der „Armee-Rundschau“, die das ganze Jahr hindurch jeden Monat „Das Foto für Sie“ bestellen, **erhalten drei der besten Fotos, die nicht veröffentlicht wurden, als Geschenk, wenn sie die Stempelaufdrucke aller 12 Versandtaschen (Anschriftsfelder) sammeln und zu Beginn des neuen Jahres dem Militär-Bilddienst des Deutschen Militärverlages übersenden.**

Sammelalben für „Das Foto für Sie“

Der Deutsche Militärverlag wird 1961 [illegible] Sammelalben für „Das Foto für Sie“ herausgeben. Diese Mappen können 30 Fotos aufnehmen und sind Anfang 1962 für 15,— DM erhältlich. Der Termin für die Bestellungen wird im Laufe des Jahres noch bekanntgegeben.

3

Zum Schluß noch eine Bitte:

Füllen Sie die Zahlkarten bitte deutlich und in Blockschrift aus und vergessen Sie vor allem nicht, den Absender anzugeben sowie die ausgefüllte Kontrollmarke auf die Rückseite des Empfängerabschnittes der Zahlkarte zu kleben. Viele Mißverständnisse entstehen gerade durch unvollständiges Ausfüllen der Zahlkarten.

Liebe Leser, sollten Sie „Das Foto für Sie“ betreffende Anfragen und Wünsche haben, dann richten Sie diese bitte an den Militär-Bilddienst des Deutschen Militärverlages, Berlin N 4, Luisenstraße 45.

Der Verlag — Die Redaktion

ACHTUNG! Wir bitten nochmals alle Leser der „Armee-Rundschau“, die im Jahre 1960 jeden Monat „Das Foto für Sie“ bestellt haben, die 12 ausgeschnittenen Stempelaufdrucke der Versandtaschen des Jahres 1960 bis zum 15. 2. 1961 an den Militär-Bilddienst des Deutschen Militärverlages, Berlin N 4, Luisenstraße 45, zu senden, damit ihnen die drei Geschenkfotos zugeschickt werden können.

Das Foto für Sie 1/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3

Zwei Soldaten in zwei Armeen (I)

Seit einigen Tagen begegnen wir in den Auslagen unserer Buchhandlungen der Erzählung Walter Flegels „Wenn die Haubitzen schießen". Es ist die erste größere Arbeit eines schreibenden Soldaten aus dem Leben unserer Armee. Walter Flegel gestaltet den Weg einer Geschützbedienung der NVA zu einem Kollektiv der Besten. Eine der Hauptgestalten des Buches ist der Stabsgefreite Dahlke. Er ist ein guter Richtschütze aber ein „schwieriger Fall". Die Bedienung hat viele Auseinandersetzungen mit ihm. Allmählich überwindet er seine schlechten Charaktereigenschaften und wird ein guter Soldat.

Seit einigen Wochen wird in Westdeutschland das erste Buch über die Bundeswehr angeboten, der Roman „Rekruten der Freiheit". Sein Autor, Joachim Rasmus-Braune, Offizier der Bundeswehr, versucht darin, die westdeutsche Armee der Revanchisten als Hüterin der Demokratie und Freiheit hinzustellen. Er verschweigt die wahren Ziele dieser Armee, bei ihm gibt es keine Nazioffiziere, sondern nur edeldenkende Demokraten. Die Enthüllungen der ehemaligen Bundeswehroffiziere Winzer, v. Gliga u.a. zerstören das idyllische Bild, das der Braune-Weißwäscher von der Bundeswehr geben möchte. Eine der Hauptfiguren seines Buches ist der Gefreite der Bundeswehr Michael Endrisz. Der Autor versucht mit dieser Gestalt die Ablehnung des militaristischen Drills durch viele Angehörige der Bundeswehr in eine Verneinung jeglicher Ordnung umzufälschen. Trotzdem wird an der Entwicklung des Endrisz, entgegen der Absicht des Autors, ein Stück Wahrheit über diese Armee und ihren antihumanistischen Charakter erkennbar. Wir stellen dem Weg des Stabsgefreiten der NVA Dahlke den des Gefreiten der Bundeswehr Michael Endrisz gegenüber. Die Wege zweier Soldaten in zwei grundverschiedenen Armeen.

(Wir veröffentlichen in diesem Heft die Geschichte des Stabsgefreiten Dahlke, in unserem nächsten Heft die des Gefreiten Endrisz.)



Illustrationen: Paul Klimpke

Der schwierige Fall

„Wie hatte der Parteisekretär gesagt? Vergessen Sie nie, daß Sie gute Menschen vor sich haben, junge aufgeschlossene Menschen. Doch jeder von ihnen hat sich anders entwickelt. Sie sind kompliziert. Auch der schlechteste ist irgendwo gut. Sie wissen, daß wir in unserer Republik viel vorhaben. Wir brauchen jeden und wollen sie erziehen.

Mit unseren Soldaten ist viel anzufangen. Freilich es ist schwer. Aber es lohnt sich. Schauen Sie sich die Genossen genau an. Sie sind alle jung. Wenige besitzen eine gefestigte Weltanschauung. Sie stecken voller Unklarheiten und Vorurteile. Sie suchen, haben Fragen. Wir sollen sie erziehen. Ach, was sage ich! Gegenseitig müssen wir uns erziehen. Die Genossen leben in unserer Republik. Ein Leben, jetzt noch mit Schwierigkeiten, aber auch voller Ereignisse und Erfolge. Wir brauchen alle, und wir werden mit jedem etwas anfangen." (S. 11, 12, 13)

Die Biographie des Stabsgefreiten der Nationalen Volksarmee Dahlke, wie er sie seinen Genossen erzählt:

„‚Ich bin neunzehnhundertsiebenunddreißig geboren, oben auf Rügen, bin sozusagen ein Kind des Meeres. Ich wollte immer Seemann werden. Bin auch mal ausgebüxt und mit 'nem Boot bis Saßnitz gerudert. Aber für Abenteuer war das nicht gemacht, Mann. Min Vadder holte mich ab, gab mir ein paar hinter die Löffel und schickte mich nach Stralsund, wo ich auf der Werft Schlosser lernte. Dort habe ich fünf Jahre gearbeitet. Ich wollte zur See. Und wo bin ich gelandet? In einer Ecke, wo es nicht mal 'nen richtigen Fluß gibt. Am ...' — Er winkte verärgert ab. ‚In der FDJ bin ich auch', fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu." (S. 21)

Stabsgefreiter Dahlke entfernt sich unerlaubt bei einem Artillerieschießen. Er besucht ein Mädchen, das er beim letzten Manöverball kennengelernt hat.

Die Gruppe berät über Dahlkes Vergehen:

„Die Soldaten ließen sich im Halbkreis nieder. Hauk wollte wenig reden. Am günstigsten schien ihm, wenn er Dahlke beginnen ließ.

Dahlke lehnte unbeweglich an einem Baum. Er blickte Hauk aufmerksam und ein wenig spöttisch ins Gesicht.

Es wird einen Kampf geben, dachte Hauk. ‚Genossen', begann er, ‚ich brauche nicht viel zu erklären; allen ist bekannt, weshalb wir uns hier zusammenfinden müssen. Weshalb haben Sie das getan, Genosse Dahlke, weshalb sind Sie illegal ausgegangen?' ‚Ich hätte nie frei bekommen, Mann.' Dahlke zog die Knie bis ans Kinn ... ‚Und außerdem schleppen Sie noch einen jungen Soldaten mit.' ‚Ich hab ihn nicht gezwungen!' ‚Aber überredet hast du ihn!' Dahlke hob verwundert den Kopf. ‚Mit dir, Lachmann, spreche ich nicht. Ich rede mit dem Unteroffizier. Merke dir das!' ‚Sie irren sich, Genosse Dahlke. Nicht ich allein rede mit Ihnen, die Genossen des ersten Geschützes verlangen eine Erklärung.' ‚Na, dann mal zu.' Dahlke langte sich einen Ast und schlug damit fortwährend gegen seine Stiefel. ‚Bilde dir nicht ein, daß wir den Ausgang gutheißen. Alle Genossen sind vernünftig, nur du tanzt aus der Reihe. Du bist Richtkanonier. Was wäre bei einem Alarm gewesen, he?' Dahlke griente ungerührt. ‚Erfülle nur schnell deine Verpflichtung, damit du mich in Zukunft ersetzen kannst.' Schreier machte sich bemerkbar. ‚Seid doch vernünftig, Genossen. Es war ja kein Alarm. Weshalb streiten wir uns? Dahlke ist wieder zurück, er wird es sich merken.' ‚Hier wird nicht gestritten. Genosse Schreier. Aber man darf so etwas nicht durchgehen lassen, wir müssen Klarheit schaffen. Und deshalb sollten alle Genossen ihre Meinung sagen.' ‚Jawohl', knurrte Bürger. ‚Der Genosse Unteroffizier hat recht. Man muß, man muß ... Disziplin muß sein.' ‚Na dann bestraft mich doch, damit dieser Zirkus endlich aufhört.' Hauk wollte Dahlke scharf zurechtweisen. Aber Paul kam ihm zuvor. ‚Hast du schon einmal gesehen, daß ich einfach von meinem Traktor verschwinde? Das wirst du nie erleben. Zuverlässig muß man sein, das sage ich dir.' ‚Hört auf.' Dahlke winkte ab. ‚Nein, wir hören nicht auf.' Stelling hatte seine Brille wieder aufgesetzt. ‚Hörst du, man muß es dir ganz deutlich sagen. Schließlich kann doch nicht jeder machen, was er will. Wir gehören zusammen, wir müssen auch über dich sprechen. Du bist selbst schuld daran.'" (S. 74—78)

Dahlke will seinen Fehler nicht einsehen und fühlt sich beleidigt. Die Versammlung bringt vorerst keinen Nutzen.

Das Artillerieschießen wird zu einem Erfolg für die Bedienung. Die Befürchtung des Gruppenführers, Dahlke werde absichtlich schlecht richten um sich zu revanchieren, erweist sich als ungerechtfertigt.

Die Gruppe beschließt, Beste Bedienung zu werden. Jeder malt sich einen Kompaß.

„Dahlke rutschte auf seinem Stuhl hin und her und brummte: ‚So ein Käse, Mann ...‘ Die ganze Zeit haben wir in Ruhe gearbeitet. Und plötzlich ist der Teufel los. Aus allem machen sie einen Staatsakt. Aber die Funktionäre wollen nur eine leichte Kontrolle. Dahlke malte auf dem Papier herum. Bisher hatte er geschwiegen. Doch mit der Zeit ging ihm das Getue gegen den Strich. Warum wollten unbedingt sie die Besten sein? Wenn jeder den anderen in Ruhe ließe, hatte jeder seine Ruhe. Die erste Bedienung mußte immer eine Extrawurst braten. Er schob den Bogen Papier beiseite. ‚Ich kann nicht malen, Mann.‘ Er warf sich im Stuhl zurück. Stelling griff ihm über die Schulter. ‚Gib her das Papier, ich male dir den Kompaß.‘

‚Na los, fang schon an! Schreib gleich was mit 'rein, ich weiß sowieso nichts, Mann.‘“ (S. 180, 181)

„Sobald sich Unteroffizier Hauk Dahlkes Verpflichtung ansah, ärgerte er sich über seine eigene Oberflächlichkeit. Er hatte wieder einmal geglaubt, es würde sich alles klären, wie bisher scheinbar vieles von selbst ins rechte Gleis gekommen war ... Aber irgendwann kamen die lange vergessenen Schwächen verschiedener Soldaten wieder ans Tageslicht. Er trat nicht dagegen auf, er ließ sie wuchern und sich ausbreiten.“ (S. 182)

Die Gruppe hat Schwierigkeiten. Ihr Programm ist schwer zu verwirklichen. Sie berät sich.

„Nicht mal am Sonntag läßt er uns in Ruhe. Ewig Neues. Er hatte sogar schon einige angesteckt, Bürger, Hertel, Lachmann zum Beispiel. Der einzige, mit dem noch etwas anzufangen war, blieb Schreier. Dahlke gähnte wieder und musterte die anderen. Die haben sich aber wichtig, stellte er fest. Ernst wie Kadis. Hauk trat ein. Na, dann leg schnell los, damit ich schlafen kann. ‚Irgend etwas klappt bei uns nicht‘, sagte er. Dahlke nahm die Beine vom Schemel. Sieh mal an, das merkst du auch schon. Ein Lichtblick, Mann. Hauk setzte sich auf die Tischkante. ‚Viele freuen sich darüber, als hätten wir ihnen etwas getan.‘ Dahlke blickte ihm ins Gesicht. Das schadet gar nichts. Laut sagte er: ‚Ich hab' immer gesagt, daß es nichts wird, Mann. Aber ihr hört ja nicht. Warum sollen wir die Besten sein. Ich sage: Schluß damit.‘ ‚Wir haben angefangen und müssen auch durchhalten. Oder wollen wir erklären, daß wir alles zurücknehmen?‘ Hauk blickte nur Dahlke an. Der schielte zu den anderen. Sie schwiegen ernst und nachdenklich. Lachmann schüttelte den Kopf. ‚Wir geben nicht auf.‘ Es war so, Hauk brauchte das, um sich einen Namen zu machen. Ein Streber, ein Antreiber. Wäre ich Geschützführer, so etwas gäbe es nicht.“ (S. 193, 194)

Die Gruppe beschließt, das Programm aufzuteilen, für jeden Tag, für jeden Genossen. So wird es leichter handhabbar. Dahlke versteht nicht die Begeisterung der anderen für dieses Vorhaben. Die Gruppe kritisiert Unteroffizier Baumann in einem Wandzeitungsartikel, weil er sich schlecht auf die Ausbildung vorbereitet. Dahlke ist gegen den Artikel. Er ist mit Baumann befreundet. Doch der Artikel erscheint, und der Unteroffizier nimmt Stellung.

„Unteroffizier Hauk zeigte auf den Zettel. (Die Stellungnahme des Unteroffiziers) ‚Hier ist der Beweis, daß wir richtig gehandelt haben, Genosse Dahlke.‘ ‚Man weiß nie, wie es aufgefaßt wird.‘ ‚Wenn man im Recht ist, Genosse Dahlke ... Nur Mut muß man haben.‘ ‚Na ja, ich war der Meinung, das ginge gegen die Autorität. Immer wenn ich etwas sage, heißt es, ich meckere herum. Disziplin muß doch auch sein, und alles kann man nicht an die Wandzeitung bringen.‘ ‚Es stimmt, Genosse Dahlke. Oft ist es nicht leicht, das Richtige zu erkennen und zu tun. Für den einzelnen Genossen nicht, und deshalb beraten wir im Kollektiv. Das Kollektiv ist klüger.‘ ‚Na ja, das weiß ich, nur manchmal ist es schwer. Ich sehe auch, was Unteroffizier Baumann falsch macht. Aber mit ihm verstehe ich mich gut, mit ihm kann ich mich prima unterhalten. Bei uns‘, Dahlke senkt den Kopf, ‚bei uns heißt es immer gleich Meckerkopp! Na ja, das muß gesagt werden, Mann. Hinterher denke ich auch anders. Aber dann ist es zu spät.‘ Dahlke ging zum Waschraum. Werner hörte, wie er sich laut Platz verschaffte. Er ist anders geworden, dachte Hauk. Nicht mehr so überheblich, so aufbrausend. Wir hätten schon früher mit ihm reden sollen. Manchmal haben wir gewartet, bis er losdonnerte, um uns mit ihm zu reiben. Ein Kampfhahn ist er, und wir sind auf ihn hereingefallen. Bei den Genossen spricht er aber auch nie so vernünftig, da will er immer bestimmen. Nicht mehr herausfordern lassen, nahm sich der Unteroffizier vor. Vielleicht sollte ich mit den Genossen reden.“ (S. 207 bis 209)

Die Gruppe bereitet sich auf eine Übung vor und vergißt dabei Dahlkes Geburtstag.

„So einen Geburtstag hatte er schon seit Jahren nicht erlebt. Keine Post, ausgerechnet an diesem Tag keine Post. Und von den Genossen hatte auch niemand gratuliert. Alle hatten es vergessen, das Schießen ging ihnen vor. Brisanzgranate, Zündereinstellung ... So sah es aus, das Kollektiv. Dahlke hatte die Gaststätte erreicht. Gut, wenn sie es so haben wollen, feiere ich eben alleine. Mißmutig bestellte er. Da predigen sie immer Kameradschaft. Reden konnten sie gut, auch Hauk. Gemeinsame Freizeitgestaltung, gemeinsames Lernen. Immer alles gemeinsam. War er denn schlechter als die anderen, daß sie ihn allein ließen?“ (S. 236, 237)

Dahlke trifft Unteroffizier Baumann. Sie feiern gemeinsam. Dahlke betrinkt sich und kommt am nächsten Morgen zu spät zum Dienst.

„Als die vierte Batterie geweckt wurde, fehlte Dahlke. Erst gegen sieben Uhr meldete er sich zurück. Seine Uniform war verdreckt, im Gesicht war er schmutzig. Die Mütze hielt er in der Hand. An ihr fehlten Schirm und Kokarde. Ärgerlich musterte ihn Bräuer von oben bis unten. ‚Ziehen Sie sich sofort um, säubern Sie sich, und dann geht es an die Arbeit. Wir unterhalten uns später.‘“ (S. 238)

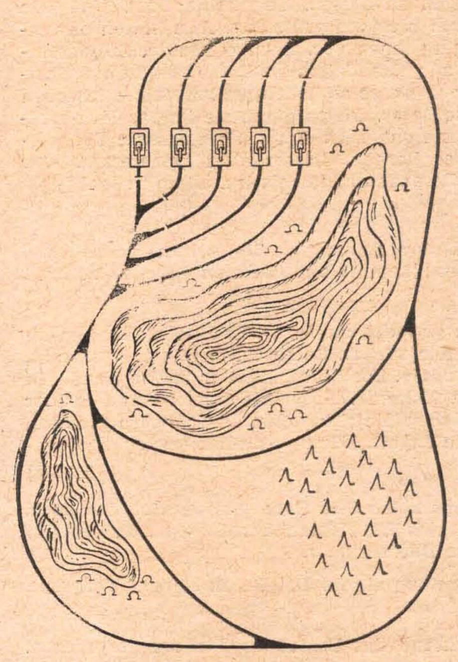
Die Genossen der Gruppe holen ihre Geburtstagsgratulation nach. Lachmann entschuldigt sich im Namen der Gruppe. Er schenkt dem Stabsgefreiten eine Buchkassette.

Auf einer FDJ-Versammlung nimmt Dahlke zu seinem Vergehen Stellung:

„‚Wir haben schon während des Schießens darüber gesprochen. Wir haben auch über alles gesprochen, was unser Verhältnis zueinander betrifft, und wir sind uns einig geworden. Bisher waren wir es nie richtig.‘ Dahlke fuhr sich mit der Hand übers Kinn und blickte zu Boden. Bräuer merkte, daß es dem Stabsgefreiten schwerfiel ... ‚Es lag in der Hauptsache an mir. Ich hatte keine Lust.‘ Und es lag auch an den Genossen, weil wir nie ernstlich miteinander gesprochen haben.“ (S. 259)



NACH DIENST *in der Bastelecke*



Gleisplan für eine Panzermodellanlage 5×3 m

Panzer auf Schienen

Im Heft 7/1960 berichteten wir über den Bastelzirkel des Genossen Oberleutnant Tews und über die von den Genossen des Zirkels gebaute Panzer-Modellanlage. Es handelte sich um eine maßstabgerechte Nachbildung des Fahrschulgeländes der Einheit, kombiniert mit einer Modellanlage für den Panzererkennungsdienst. Diese Anlage erwies sich als eine gute Hilfe für die Ausbildung. Dadurch wurden einige Genossen des Zirkels angeregt, sich Gedanken über den Aufbau einer speziellen Anlage für den Erkennungsdienst zu machen, die gegenüber der alten Modellbahn wesentliche Verbesserungen aufweist (siehe auch Gleisplan):

1. Können auf einem „Bahnhof" fünf (oder bei Erweiterung der Anlage auch mehr) verschiedene Panzermodelle bereitgestellt und in beliebiger Reihenfolge vorgeführt werden;
2. ermöglichen mehrere Abzweigungen innerhalb der Gleisstrecke, daß dem Betrachter willkürlich eine bestimmte Ansicht des jeweils anrollenden Modells geboten wird (direkt von vorn, schräg von vorn oder seitlich), was einesteils die Beschäftigung mit dieser Anlage interessanter und abwechslungsreicher gestaltet und andererseits den „mitspielenden" Genossen umfangreichere Kenntnisse vermittelt.

Die Anlage unterscheidet sich von einer Modelleisenbahn nur dadurch, daß auf ihr statt Personen- und Güterzügen Panzermodelle „verkehren" und daß im Gegensatz zu den üblichen Gepflogenheiten der Bahnhof hinter einem „Gebirgsmassiv" versteckt wird.

Mancher passionierte Modelleisenbahner wird deshalb noch -zig Möglichkeiten finden, um weitere Verbesserungen bzw. technische Raffinessen auf der Anlage unterzubringen.

Als Mindestgröße wird von den Genossen des Zirkels eine Fläche von 5 × 3 m vorgeschlagen. Allerdings ist es ratsam, die Gesamtfläche in mindestens zwei Grundplatten (2½ × 3 m) aufzuteilen, um die Anlage notfalls transportieren zu können.

Die Platten kann man aus gespundeten Brettern (die mit Falz und Nut versehen sind) selbst herstellen. Sie werden durch Holzrahmen versteift, miteinander verschraubt oder verhakt und auf Böcken gelagert.

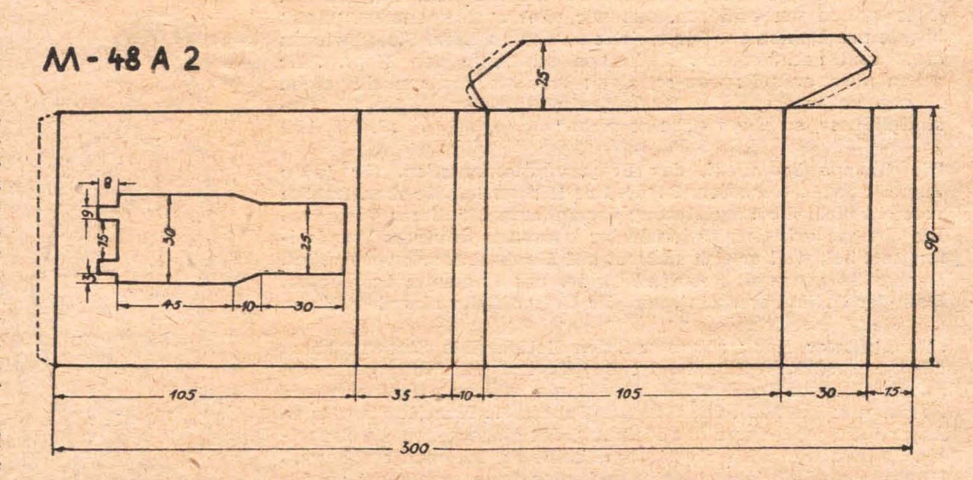
Zweckmäßigerweise versieht man eine der Platten mit einem „Einstiegsloch", so daß man bei Störungen jederzeit ohne akrobatische Übungen auch die mehr zur Mitte der Anlage hin liegenden Weichen und sonstigen elektrischen Anlagen erreichen kann. Das Loch wird später durch Geländenachbildungen (Berg) überdeckt.

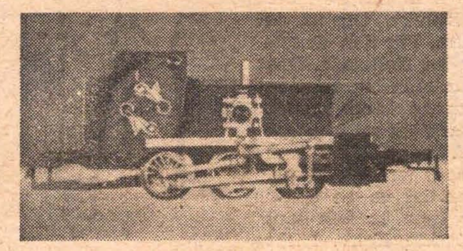
Ist die Grundplatte fertig, geht es an die Gleisverlegung. Als Gleismaterial lassen sich die handelsüblichen Piko-Schienen in der Spurgröße HO (Halbnull) verwenden. Die noch kleinere TT-Spur sollte man in diesem Falle nicht nehmen, denn sie erwies sich in der Praxis für die bei den Panzermodellen günstigste Modellgröße von 1 : 40 als zu schmal.

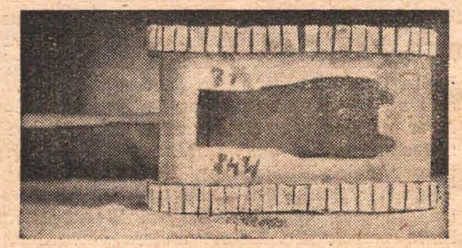
Außer den gekrümmten und geraden Gleisstücken sind noch zwölf elektrische Weichen mit Rückmeldung erforderlich. Das Gleismaterial wird unmittelbar auf die Grundfläche geklebt bzw. genagelt (Verbindungsstellen zwischen den einzelnen Platten beachten!), die Drähte verlegt man an der Plattenunterseite (hier sind Steckkontakte an den Verbindungsstellen zweckmäßig).

Zur Stromversorgung der Anlage genügt zunächst ein Eisenbahntransformator (mit Gleich- und Wechselstromteil), doch es ist vorteilhaft, einen weiteren Trafo (ohne Gleichrichter) für „Gefechtsfeldbeleuchtung" und den Betrieb der Rückmeldelämpchen, die über die jeweilige Weichenstellung Auskunft geben, zu installieren. Auf ein Schaltbeispiel für den Anschluß der Weichen und Rückmeldelampen wird hier verzichtet, da das Herstellerwerk jedem Paar Piko-Weichen ein Prinzipschaltbild beilegt.

Die ganze Anlage wird von einem Schaltpult aus gesteuert. Dabei ist es günstig, dieses Pult mit einer verkleinerten Darstellung des Gleisverlaufs zu versehen und die beiden Rückmeldelampen jeder Weiche, nebst zugehörigen Kontaktknöpfen für die Weichenstellung, so in dieses einfache Gleisbildstellwerk zu montieren, daß durch

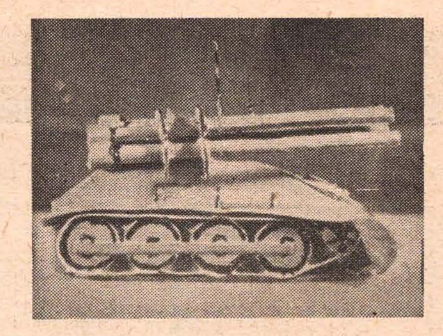


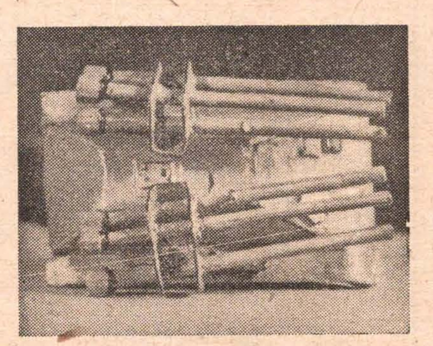




Nach dem abgebildeten „Schnittmusterbogen" (siehe Zeichnung) kann die Wanne des M-48 aus einem Stück angefertigt werden. Allerdings ist vorher die Zeichnung entsprechend den angegebenen Maßen zu vergrößern und die zweite Seitenwand nachzutragen. Bild links zeigt die Piko-Lokomotive R 80 ohne Gehäuse. Sie wird in die Aussparung der Panzerwanne (Bild rechts) eingeschoben (Zugbeleuchtung entfernen). Eine Befestigung ist nicht nötig.

Die Genossen des Bastelzirkels bauten das Modell der Pak-SFL M-50 nach der rechts abgebildeten Vorlage, indem sie die angegebenen Originalabmessungen im Verhältnis 1:40 umrechneten.







Pak-SFL M-50 „Ontos"

Gefechtsgewicht		8,7 t
Abmessungen	Länge	3,90 m (über alles)
	Breite	2,30 m
	Höhe	1,75 m
Bewaffnung	Kanone	6 – 106 mm (reaktiv)

die aufleuchtenden Lämpchen exakt die jeweilige Weichenstellung auf der Anlage wiedergegeben wird. Dadurch erhält der Leitende einen genauen Überblick, er sieht, an welchem Punkt der Gleisanlage ein „Unglück" auf Grund verkehrter Weichenstellung droht, und er kann durch einen einfachen Knopfdruck im Stellwerk die entsprechende Weiche „ins rechte Gleis" bringen. Wer sich die Arbeit erleichtern will, kann das Gleisbildstellwerk auch aus im Handel erhältlichen Fertigteilen zusammensetzen. Das erfordert natürlich einen entsprechend höheren finanziellen Aufwand. Soweit zur Weichenstellung und Rückmeldung.

Ihren Fahrstrom greifen die Modelle unmittelbar von den Schienen ab. Die Gleisanlage bildet einen Stromkreis, von dem jedoch jeweils ein Pol der fünf Gleise des „Bahnhofs" durch spezielle Trennschienen (oder einfache Unterbrechung der Schienen mittels dünner Feile oder Metallsägeblatt) abgetrennt werden muß. Es darf sich ja immer nur ein Modell in Bewegung setzen! Deshalb schließt man die abgetrennten Gleisabschnitte jeweils einzeln mit Hilfe eines auf dem Schaltpult montierten Schalters an den Fahrstromkreis an. Natürlich sollte man die dem entsprechenden Gleisabschnitt zugeordneten Weichen schon vorher stellen, damit das Modell nicht entgleist.

Als Antriebsmaschine für die Panzermodelle hat sich die Piko-Rangierlok R 80 (ohne Gehäuse) bewährt. Das Modell wird nur aufgestülpt und kann leicht wieder abgenommen bzw. durch ein anderes ersetzt werden.

Ist die Gleisanlage installiert, so wird das Gelände der Anlage gestaltet. Das Relief muß den „Bahnhof" und einen Teil der Gleisanlage verdecken, so daß die anrollenden Modelle dem Betrachter erst an den vorgesehenen Stellen sichtbar werden. Es soll aus einzelnen Teilen bestehen und abnehmbar sein. Bäumchen und Büsche können auf Sperrholzplatten aufgeleimt werden. Für die Herstellung von Bergen gibt es verschiedene Rezepte — als zweckentsprechend erscheint hier folgendes Verfahren:

Man weicht Pappe einige Tage lang ein, verrührt den Brei mit Leim, modelliert das Gelände und läßt die Masse trocknen. Danach wird der Berg mit Leim bestrichen und mit Sägespänen überstreut, die nach dem Trocknen mit gewöhnlichen Wasserfarben gespritzt und möglichst naturgetreu eingefärbt werden.

Beim Modellieren des Reliefs ist zu beachten:

Durch die Höhe des Motorengestells bedingt, liegt das Panzermodell mit seinen Ketten etwa 1 cm über dem Gleisprofil. Um den Eindruck zu vermeiden, daß das Modell nicht fährt, sondern schwebt, muß mit der Modelliermasse rechts und links des Gleises der Höhenunterschied ausgeglichen werden. Die „Bahnsteigkante" darf allerdings wiederum nicht so hoch sein, daß der Panzer auf ihr entlangschleift.

Nun noch einige Erläuterungen zu den Panzermodellen. Sie werden, wie schon gesagt, im Maßstab 1 : 40 originalgetreu nachgebildet. Wanne, Kette, Kettenabdeckung und kleinere Aufbauten entstehen aus dünnem Karton, der Turm wird aus Gips modelliert und die KWK aus Holz geschnitzt. Für die Stütz- und die Laufrollen lassen sich gut Abfallrohre aus Preßmaterial (Lampenstäbe) verwenden, von denen mit der Laubsäge entsprechend starke Ringe abgetrennt werden. Die Stützrollen sind danach allerdings noch mit dünnen Pappscheiben abzudecken. Wenn keine Rohre zur Verfügung stehen, kann man die Rollen auch nur aus Pappscheiben zusammenkleben. Das macht jedoch bedeutend mehr Arbeit und erfordert auch größere Sorgfalt.

Weil die Stabilität des Panzermodells weitgehend von der Festigkeit der Wanne abhängig ist, wird sie am besten aus einem Stück gefertigt. In der Abbildung ist das am Beispiel des M-48 dargestellt. Die Zeichnung braucht nur noch auf die angegebenen Modellmaße vergrößert und auf Karton übertragen zu werden. Allerdings ist eine Seitenwand noch nachzutragen, auf die wir, um Platz zu sparen, hier verzichteten. Die Ketten werden aus Zeichenkarton ausgeschnitten und mit den einzelnen Kettengliedern, die ebenfalls aus Zeichenkarton bestehen, beklebt.

Und nun „Fahrt frei!" **G. B.**

Kleine Kniffe

Bei längeren Modellbahnanlagen empfiehlt es sich, die zu einem Stromkreis gehörenden Gleise über mehrere Stromanschlußschienen mit dem Trafo zu verbinden, damit die Modellgeschwindigkeit nicht allzusehr im Vergleich zum eingestellten Wert absinkt. Selbstverständlich muß dabei auf richtige Polung besonders geachtet werden.

Alte Rasierklingen braucht man nicht wegzuwerfen. Sie leisten auch in der Bastelwerkstatt noch gute Dienste. Man bricht sie in der Längsrichtung durch und paßt jede Hälfte mit der Rückseite in einen Flaschenkorken ein. Das erleichtert die Arbeit — und schont die Finger.

Ein lockerer Hammerstiel wird oben kreuzweise eingeschnitten. Nach dem Aufschieben des Hammers schraubt man eine große Holzschraube in den Kreuzungspunkt der Einschnitte. Auf diese Art ist der Hammer sicherer befestigt als mit einem Keil.

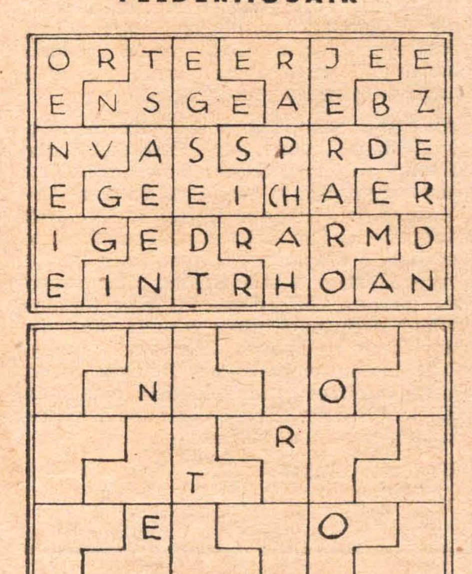
Eine Prüflampe für Schuko-Steckdosen läßt sich ohne großen Aufwand aus einem Schuko-Stecker anfertigen, in den eine kleine Glimmlampe eingebaut wird. Vorher muß allerdings die Zugentlastungsschelle aus dem Stecker entfernt werden.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Flugzeughalle, 5. Komponist der Oper „Carmen", 9. Kurzbezeichnung der griech. Volksbefreiungsarmee, 11. Rieseneidechse, 12. irak. Staatsmann, 13. Armee-Turner, 16. Drama von Ibsen, 19. lat.: im Jahre, 20. Führungsstelle, 21. frz. Friedenskämpferin, 22. erste allruss. illeg. marxist. Zeitung, 24. sowj. Nachrichtenagentur, 26. tschechoslowak. Kreisstadt, 27. See in Finnland, 29. chem. Element, 30. Telegrammschlüssel, 33. Stadt in Niedersachsen, 35. Stadt in Holland, 36. Trainer des Deutschen Fußballmeisters 1960, 40. Lattenzaun, 41. deutscher Erzähler und Lyriker von Weltgeltung, 42. Hauptstadt Perus, 43. Versuch, 44. Wochentag.

Senkrecht: 2. berühmter sowj. Panzerkreuzer, 3. Schlaginstrument, 4. Schiffstau, 5. Verkehrszeichen, 6. Nebenfluß der Donau, 7. Metall, 8. bekannter amerik. Sprinter, gewann auf der XI. Olympiade vier Goldmedaillen, 10. gehört zur Schmiede, 14. Staat in Vorderasien, 15. Stadt in Ostfrankreich, 17. Konstrukteur eines Motors, 18. Voraussetzung für das Hochschulstudium, 19. Altertum Griechenlands und Roms, 23. Turngerät, 25. Reinigungsmittel, 26. Stadt in Spanien, 28. afrik. Liliengewächs, 31. sowj. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 32. Stadt in Norddeutschland, 34. Wundausfluß, 36. Stadt in Bayern, 37. See in Nordamerika, 38. Insel im Stillen Ozean, 39. Nebenfluß der Havel.

FELDERMOSAIK



Die umrandeten Buchstabengruppen in der oberen Figur sind auf gleiche Felder der unteren Figur zu übertragen. Bei richtiger Lösung ergibt sich eine Forderung unserer ASV.

Zur Erleichterung der Lösung sind bereits einige Buchstaben in die untere Figur eingesetzt.

BUCHSTABENSTREICHEN

Odin — Eleve — Korb — Rinde — Lunge — Verne — Liebe — Rente — Abend — Beute — Etat — Diele — Frühe — Raum — Hang — Runde — Dame — Mitte — Faden — Sieger — Avers — Liter — Rhein.

In jedem Wort sind zwei Buchstaben zu streichen, die übriggebliebenen ergeben, hintereinander gelesen, einen militärischen Grundsatz.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben chiem — del — eis — elb — flo — gei — ger — hei — in — ir — irr — kap — kent — kunst — land — land — lauf — le — licht — na — nal — ne — on — re — renz — sa — see — sit — struk — tasch — ti — tran — tschik — turn — ver — vol — awol — sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Grundsatz für jeden Erzieher ergeben (ch = ein Buchstabe).

1. Wintersportart, 2. Feuerwaffe, 3. Stadt in Holland, 4. Flämmchen über Sumpfboden, 5. poetischer Name Dresdens, 6. deutscher revolutionärer Dichter (1797—1856), 7. deutscher Dichter (1787—1862), 8. südlichste Spitze Afrikas, 9. deutscher Physiker (Atomphysik), 10. Belehrung, 11. Planet, 12. Roman von A. Seghers, 13. Hauptstadt der Kabardin. ASSR, 14. europäischer Staat, 15. See in Bayern, 16. Hauptstadt der Usbekischen SSR.

BUCHSTABENTAUSCH

Daus — Wind — Kord — Tand — Eder — Blut — Matte — Bann — Made — Rade — Kinn — Barre — Rand.

In jedem Wort ist ein Buchstabe zu streichen und durch einen anderen zu ersetzen, so daß wieder sinnvolle Wörter entstehen.

Bei richtiger Lösung ergeben die eingesetzten Buchstaben, hintereinander gelesen, den Namen eines erfolgreichen Armeesportlers.

Auflösungen aus „Armee-Rundschau" 12/1960

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Rebus, 4. Flak, 7. Bebel, 10. Ise, 11. Mull, 12. Maxim, 14. Leer, 15. Aisne, 17. Essig, 19. Ragusa, 21. anno, 23. Seni, 24. Kris, 26. Bek, 27. Karla, 30. Olga, 32. Radar, 34. Erlau, 37. Florian, 39. Dresden, 43. Nagel, 46. Ernte, 48. Eibe, 49. Marne, 51. Inn, 52. Krad, 54. Glas, 56. Dorf, 59. Neruda, 62. Terek, 64. Krone, 65. Otto, 66. Artel, 67. Nest, 68. Los, 69. Stein, 70. Earl, 71. Tonne.

Senkrecht: 1. Rumba, 2. Boxen, 3. Sims, 4. Felge, 5. Amerika, 6. Kura, 7. blau, 8. Basar, 9. Löß, 13. Isobar, 16. Iskar, 18. Iskra, 20. Ger, 22. Nell, 25. Ida, 28. Arndt, 29. Lese, 30. Ofen, 31. Gong, 33. Anden, 35. Lodi, 36. Urne, 38. Tula, 40. Reise, 41. Sender, 42. Eber, 44. Ahr, 45. Emden, 47. Regatta, 50. Rau, 52. Kokos, 53. Anode, 55 Atoll, 57. Oktan, 58. Falle, 60. Renn, 61. Dose, 63. Rast.

Kreuzworträtsel zum Selbstbauen. Waagerecht: Wange — Stier — Elite — Arabien — Tal — Nil — Eis — Emir — Tula — Amur — Matt — Atem — Trio — DIN — Ufa — Ost — Telefon — Harfe — Rasen — Eller.

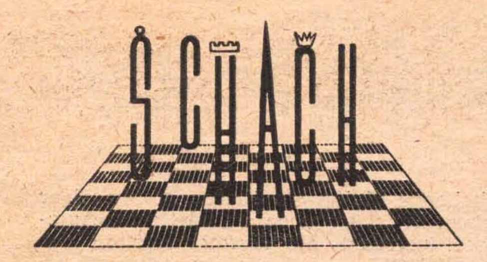
Senkrecht: Weste — Ger — Elan — Stil — Tee — Riesa — Ibis — Aliment — Neutron — Amati — Iltis — Rum — Tat — Adler — Ufer — Otter — Ulan — Affe — Ehe — Oel.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Valentin, 3. Kopeke, 5. Kokarde, 7. Lehar, 9. Mimik, 10. Puma, 11. Sakko, 12. Kanne, 14. Janke, 16. Materie, 18. Referat, 19. Sevilla.

Senkrecht: 1. Vanille, 2. „Tinko", 3. Kode, 4. Keramik, 6. Karte, 8. Harpune, 9. Mikojan, 12. Kandare, 13. Kette, 15. Kerala, 16. Marat, 17. Riese.

Silbenrätsel: 1. Diskus, 2. Exempel, 3. Reling, 4. Speerwerfen, 5. Olive, 6. Zeppelin, 7. Ibsen, 8. Azimut, 9. Liebig, 10. Irbis, 11. Sessel, 12. Meeting, 13. Undine, 14. Satire, 15. Befehl, 16. Epaulette, 17. Sorin, 18. Irkutsk, 19. Tierpark, 20. Zwinger, 21. Teddy.

„Der Sozialismus besitzt die Kraft des Beispiels."



Die XIV. Schach-Olympiade in Leipzig, an der Mannschaften aus 40 Nationen teilnahmen, hat den Schachfreunden eine Fülle schöner und interessanter Partien geschenkt. Das Turnier-Bulletin der Olympiade, welches in täglichen Ausgaben erschien, gibt Auskunft über die Ergebnisse der einzelnen Länderkämpfe und enthält alle gespielten Partien. Insgesamt handelt es sich um 1600 Spiele. Der weitaus größte Teil der Partien steht natürlich auf einem hohen Niveau, aber es gab auch einige schwächere Leistungen im Aufbau der Partien, und diese Nachlässigkeiten führten dann immer zu einem schnellen Ende. Wir bringen hierfür nachstehend zwei lehrreiche Beispiele.

Damengambit

Weiß: Pfeiffer (Westdeutschland)

Schwarz: Batlouni (Libanon)

1. d4 d5 2. c4 c6 (Unerfahrene Spieler verfallen hier häufig auf den Gedanken, mit 2. . . . dc4: einen Bauern zu gewinnen und diesen nach 3. e3 mit 3. . . . b5 zu behaupten. Diese Spielweise ist aber fehlerhaft, denn nach 4. a4 c6 5. ab5: cb5: gewinnt Weiß mit 6. Df3! eine Figur. Es ist fast immer schlecht, vor vollendeter Figurenentwicklung in der Eröffnung auf Bauerngewinn auszugehen.) **3. Sc3 e6 4. e3 f5 5. Sf3 Ld6 6. Se5!** (Schlägt Schwarz diesen Springer, 6. . . . Le5:, dann wird nach 7. de5: dem schwarzen Königsspringer das Entwicklungsfeld f6 genommen. Zudem droht jetzt 7. Dh5† und falls 7. . . . g6 einfach 8. Sg6:!) **6. . . . Sd7?** (Das nun folgende Damenschach mußte natürlich mit 6. . . . Sf6 verhindert werden.) **7. Dh5† Kf8??** (Ein grober Bock. Mit 7. . . . g6 8. Sg6: Sgf6 9. Dh4 Tg8 konnte Schwarz noch einigen Widerstand leisten.) **8. Df7 matt.**

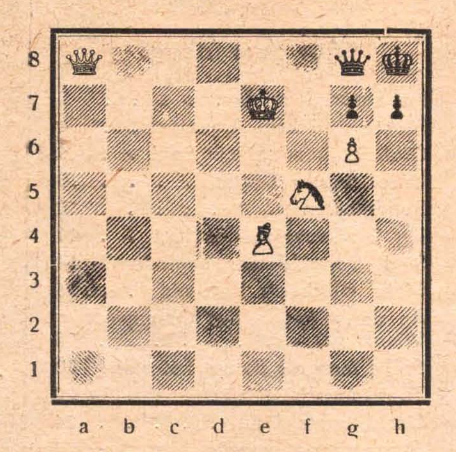
Budapester Gambit

Weiß: Lagha (Tunesien)

Schwarz: Contedini (Italien)

1. d4 Sf6 2. c4 e5 (Ein im Jahre 1918 in Budapest erfundenes Gambitspiel.) **3. de5: Se4** (Die sogenannte Leipziger-Variante, in der Weiß nach 4. Sd2 Lb4 5. a3 Ld2:† 6. Ld2: seinen Mehrbauern behaupten kann. Der bessere Zug für Schwarz ist daher 3. . . . Sg4, womit der Nachziehende, falls Weiß auf die Behauptung des Gambitbauern spielt, ein vortreffliches Figurenspiel erlangt.) **4. Dc2** (Der Theoretiker Großmeister Pachman preist diesen Zug als stärkste Erwiderung an und gibt hierfür folgende Begründung. Falls 4. . . . d5 so 5. ed6: e. p. Lf5 6. Sc3! womit die Leipziger Variante widerlegt ist, denn 6. . . . Sg3 scheitert an 7. Da4† Ld7 8. Sb5 mit Gewinn. Der Italiener findet aber einen Gegenzug, den Pachman nicht beachtet hat.) **4. . . . Lb4†** (Dieser raffinierte Zwischenzug bringt den Theoretiker Lagha völlig durcheinander, wie die Folge zeigt.) **5. Sd2** (Hier war 5. Ld2 zwingender und besser.) **5. . . . d5 6. ed6: e. p. Lf5 7. Da4† Sc6 8. a3? Sc5 9. dc7:??** (Verliert zwangsläufig.) **9. . . . De7! 10. Dd1 Sd3 matt.**

Unsere Schachaufgabe



Matt in drei Zügen

Der Bauer auf g7 verteidigt die schwarze Königsstellung vorzüglich. Seine Ablenkung führt zur Lösung der Aufgabe. Verfasser Th. Gerbec. Stellungsbild Weiß: Ke7, Da8, Le4, Sf5, Bg6 (fünf Steine). Schwarz: Kh8, Dg8, Bg7, h7 (vier Steine).

Auflösung der Schachaufgabe aus Heft Nr. 12/60

Weiß: Ka8, De5, Lc8, Bd7, h5; Schwarz: Kf7, Bh6. Verfasser W. A. Shinkman. Matt in zwei Zügen. 1. Dc7:, droht 2. d8D matt. 1. . . . König beliebig 2. d8D matt. Ein hübscher Schlüsselzug.

Der schwarze Jet

(Fortsetzung von Seite 52)

ihm bevorsteht, kaum schwieriger sein wird, als die, die er in den letzten Jahren gemacht hat. Endpunkt des Fluges, so hatte Lynn ihm bereits mitgeteilt, ist Norwegen. Damit ist klar, daß er die Sowjetunion von Süd nach Nord zu überfliegen hat. Aber die genaue Flugroute wird er erst eine Stunde vor dem Start bekommen.

*

Noch vor Tagesanbruch erscheint Francis Gary Powers in der Leitstelle des Stützpunktes. Er trägt bereits die Kombination, und alles, was zu seiner Flugausrüstung gehört, liegt in der startklaren Maschine.

Lynn sitzt neben Oberst Shelton, der Powers den Flugauftrag erteilt. Er hört zu, als dem Piloten die Aufgabe verlesen wird. Powers vergleicht auf einer Karte den Kurs. Er verläuft, grob gesehen, von Peshawar über Stalinabad, Ksyl-Orda und Tscheljabinsk nach Swerdlowsk, von da nach Archangelsk, Murmansk, und von dort schließlich nach dem Stützpunkt Bodö in Norwegen. Die Flughöhe liegt fast ausschließlich bei 20 000 Metern. „Im Falle von Triebwerkschaden versuchen Sie, irgendein Flugfeld außerhalb der Sowjetunion zu erreichen. Und außerhalb der übrigen Ostblockländer natürlich," sagt Shelton. „Falls diese Möglichkeit ausgeschlossen ist, verhalten Sie sich gemäß den Ihnen für diesen Fall gegebenen Richtlinien."

Powers kennt die Richtlinien, man braucht sie ihm nicht zu wiederholen. Sie schließen ein, daß der Pilot keinesfalls lebend in die Hände des Gegners fallen darf. Um das zu verhüten, enthält seine Ausrüstung selbst ein Giftpräparat, mit dem er sich schnell das Leben nehmen kann. Bereits in der Ausbildung war ihm immer wieder eingeschärft worden, daß dies die einzige Möglichkeit sei, Folterungen zu entgehen, auf die dann doch der Tod folgen würde.

Er nickt: „Verstanden." Shelton überreicht ihm Karte und Bordbuch. Darin sind die Angaben über die Orte und Zeitpunkte enthalten, an denen Powers die automatischen Kameras und die Tonbandanlage zur Aufnahme des sowjetischen Funkverkehrs und der Radarimpulse zu betätigen hat.

„Bodö ist informiert", schließt Shelton seine Instruktionen. „Als Erkennungszeichen vor der beabsichtigten Landung funken Sie ‚Puffy 68'. Es ist im Flugbuch vermerkt. Nach der Landung die Maschine nicht verlassen. Bei Annäherung von Bodenpersonal das schwarze Tuch zeigen."

Er übergibt Powers ein schwarzes Tuch, das dieser zusammengefaltet in die Tasche der Kombination steckt. Dann hält er ihm die Hand hin und wünscht ihm Hals und Beinbruch. Weder er noch Lynn ahnen, wie schnell ihr Wunsch Wirklichkeit werden soll.

Powers startet die schwarze Maschine, den „schwarzen Jet", wie sie genannt wird. Er weiß nicht, daß ihm voraus bereits Collins gestartet ist, der nun mit seiner Maschine an der sowjetischen Grenze entlangfliegt, um die Aufmerksamkeit der Radarstationen auf sich zu lenken und dadurch den Einflug Powers' zu verschleiern.

*

Der Soldat der Sowjetarmee, der in einer Stellung südlich der Stadt Stalinabad vor dem Radarschirm sitzt, läßt seine Augen nicht von dem Bild, das sich ihm bietet. Er beobachtet die Vorgänge auf dem Gerät eine gewisse Zeit, bis er sich an die Zentrale wendet und ihr meldet, daß sich unmittelbar an der Landesgrenze, aber noch innerhalb des Hoheitsgebietes von Afghanistan, ein Flugzeug bewegt. Es dauert nicht lange, bis das betreffende Flugzeug auch von anderen Stationen genau geortet ist. Doch in der Zentrale begnügt man sich nicht damit, nur diese eine Maschine zu beobachten, die der Staats-

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 58 41, 42 70 76 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/1

Erscheint monatlich, Vierteljahres-abonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Für nicht angeforderte Manuskripte und Fotos übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Unser Titelbild:

Der Leiter des Kabinetts „Torpedo" an der Seeoffiziersschule erklärt Offiziersschülern die Arbeitsweise eines Autographen. Im Kopf eines Übungstorpedos eingebaut, registriert er seinen Weg. Nach den damit erhaltenen Werten werden beim Einschießen neuer Rohre die Zieleinrichtungen korrigiert.

Rücktitel:

Gisa und Freya – Beide starten unter dem gleichen Namen in der ASG Brotterode, denn es sind Schwestern.

Bild auf Seite 48:

Tänzerin aus dem Gesangs- und Tanzensemble der Rumänischen Volksarmee.

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Redaktionsschluß dieses Heftes: 28. November 1960

Der schwarze Jet

grenze verdächtig nahekommt. Der diensthabende Major, ein älterer, grauhaariger Mann, läßt sofort eine Warnmeldung ergehen. Er ist lange genug im Grenzschutzdienst, um zu wissen, daß der Gegner oft versucht, die Aufmerksamkeit der sowjetischen Radarstationen auf ein bestimmtes Objekt zu lenken, um dadurch an einer anderen Stelle unbeobachtet eindringen zu können.

So ahnt der Pilot Collins nicht, daß der Trick, den er ausführt, schon sehr bald durchschaut ist. Er fliegt weiter an der sowjetischen Grenze entlang. Aber die sowjetischen Radarstationen wissen längst, daß dieses Flugzeug nicht die Absicht hat, in den Luftraum der UdSSR einzudringen.

Etwa zwanzig Minuten nach der Ortung des verdächtigen Flugzeuges erhält der Major in der Zentrale die Meldung, auf die er gewartet hat. Einige Dutzend Kilometer von dem Ablenkungsflugzeug entfernt dringt eine andere Maschine in den Luftraum der Sowjetunion ein.

Der Major läßt die Flugrichtung feststellen und gibt Befehl, das Flugzeug unablässig auf den Radarschirmen weiter zu verfolgen. Wenige Minuten später spricht er mit Moskau. Der General der sowjetischen Luftflotte, der dort die Meldung entgegennimmt, handelt sofort. Binnen weniger Sekunden befinden sich die auf dem Kurs des einfliegenden Flugzeuges liegenden Flugabwehreinheiten in Alarmzustand. Radarantennen drehen sich, Geschützrohre werden in die Höhe gekurbelt, von den gedeckten Stellungen der Raketenabschußanlagen verschwinden die Tarnnetze. In Moskau jedoch flitzt ein schnelles Fahrzeug über die noch dunklen Straßen. Es ist 5 Uhr 50, als der Verteidigungsminister über ein Sondertelefon die Regierung davon in Kenntnis setzt, daß um 5 Uhr 36 ein offenbar feindliches Flugzeug die Staatsgrenze überflogen hat.

Nicht zum ersten Mal geschieht das. Erst am 9. April war aus derselben Richtung ein Flugzeug in die UdSSR eingedrungen. Nun wiederholt sich derselbe Vorfall. Die Sowjetunion kann nicht länger dulden, daß ihre Grenzen auf diese Weise verletzt werden. Welchem Zweck dient das geheimnisvolle Flugzeug, das in einer Höhe von mehr als 20 000 Metern fliegt? Wer kann sagen, ob es nicht einen räuberischen Überfall einleitet? Ob es nicht Wasserstoffbomben mit sich führt?

Die Regierung der Sowjetunion erläßt den Befehl, das eingedrungene Flugzeug abzuschießen, als es sich erweist, daß die Maschine sich nicht etwa verflogen hat, sondern zielstrebig weiter in den sowjetischen Luftraum eindringt. Ungezählte Radargeräte verfolgen indessen den Eindringling. Er wird nicht mehr aus den Augen gelassen. Und die Augen sind gute Funkmeßgeräte sowjetischer Konstruktion. Angespannt starren die Bedienungssoldaten auf die Braunschen Röhren, die den Weg der Maschine ausweisen. Es vergeht viel Zeit, bis die verantwortlichen Stellen keinen Zweifel mehr haben, daß es sich hier wirklich nicht um einen versehentlichen Einflug handelt, sondern um eine mit kalter Berechnung ausgeführte Provokation. Und alle, die den Eindringling beobachten, haben den einen Gedanken: Warum hat er sich gerade den 1. Mai für seinen Flug ausgesucht? Warum diesen Feiertag? Glaubt er, daß wir an diesem Tag weniger wachsam sind als sonst? Oder daß wir an diesem Tag vielleicht nachsichtiger gegen einen Feind sind, der in unser Land eindringt?

*

Die Raketeneinheit des Majors Woronow, südlich der Stadt Swerdlowsk befindet sich bereits längere Zeit in Alarmbereitschaft. Seit Tagen hatten die Soldaten sich auf den 1. Mai vorbereitet. Sie hatten ihre Kampfbereitschaft aus Anlaß des Feiertages gesteigert, ihre Leistungen verbessert. Viele von ihnen hatten noch am Tage zuvor ein letztes Mal sorgfältig ihre Uniformen gesäubert, das Lederzeug geputzt. In den Unterkünften stehen Blumen. An den Wänden sind Bilder und bunte Plakate angebracht. Eine Abordnung der Batterie wird an der großen Maidemonstration in Swerdlowsk teilnehmen; die schweren Lastwagen, die sie dorthin bringen sollen, stehen blitzblank geputzt, für das große Ereignis bereit.

Nun ist die Sonne aufgegangen. Sie hat den Nachttau über den weiten Feldern getrocknet. Die Luft ist warm und mild an diesem sonnigen Maientag. Aber es herrscht keine Feststimmung in der Batterie. Die Lastwagen sind wieder in Deckung gefahren worden, und die Harmonikas, deren Musik die Fahrt zur Stadt verkürzen sollte, liegen unbeachtet in den Unterkünften. Jeder Soldat der Batterie ist auf seinem Posten.

Die Kanoniere stehen an den abschußbereiten Raketenrampen. Kleine rote Lämpchen zeigen an, daß im Bruchteil einer Sekunde ein Geschoß abgefeuert werden kann. Auf dem Beobachtungsstand versieht der Sergeant Jaguschkin ruhig und besonnen seine Tätigkeit. Er bedient das Peilgerät. Unweit davon, auf der Braunschen Röhre des Funkmeßgerätes, sind die vom Ziel reflektierten Impulse erkennbar. Störungen liegen dazwischen, aber es gelingt dem Soldaten Slepow, der das Gerät bedient, doch, den Feind unablässig unter Kontrolle zu behalten.

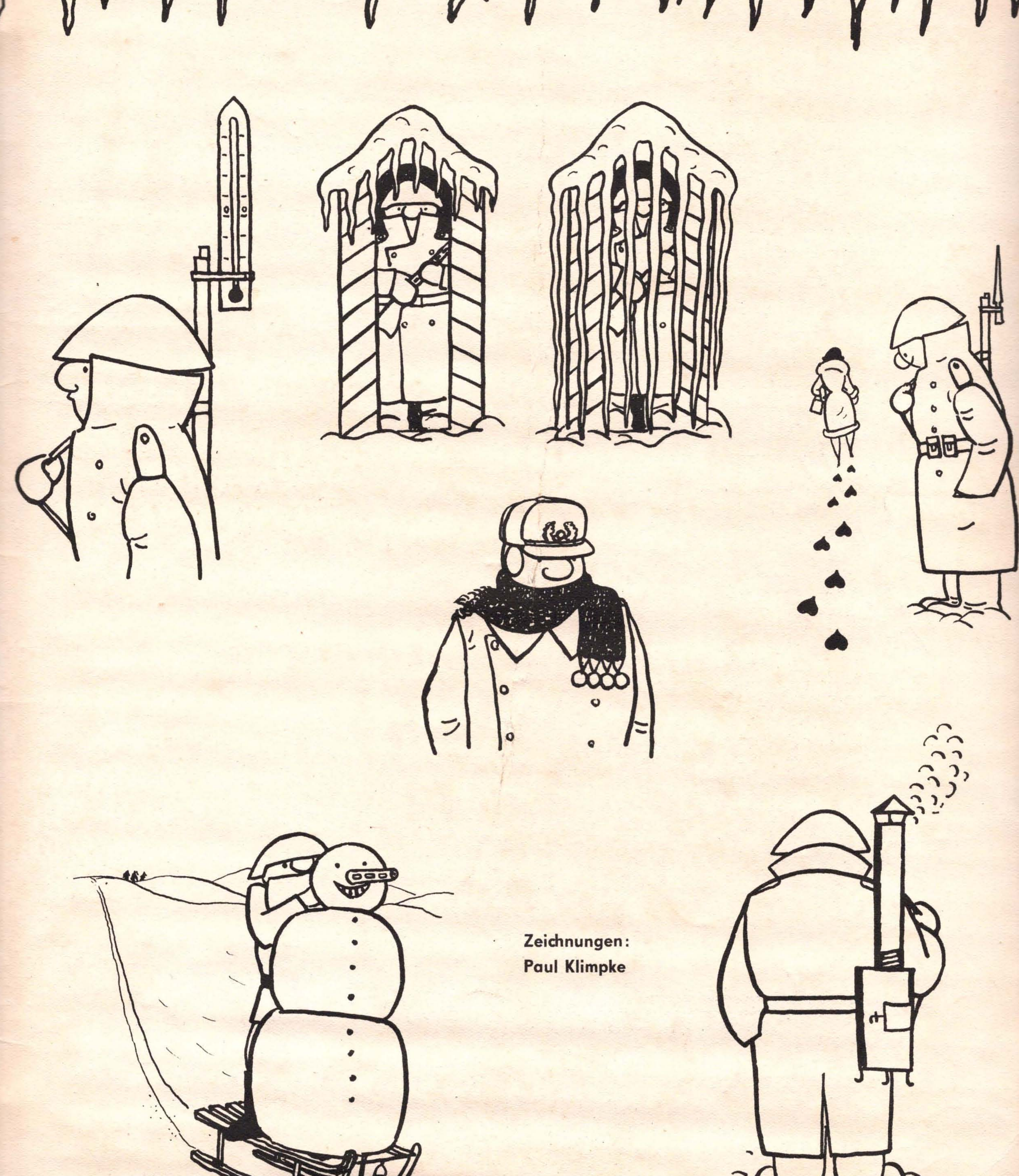
„Er manövriert . . ." sagt er zu Oberleutnant Feldblum, der das Peilen leitet. Die Sinne aller sind bis aufs äußerste angespannt.

„Vermutlich wird er nicht mehr lange manövrieren," bemerkt Oberleutnant Feldblum. „Ihn wird sozusagen der Blitz aus heiterem Himmel treffen."

Wieder und wieder dreht der Soldat Slepow an den Knöpfen des Zeitmeßgerätes. Es gelingt ihm, den Flug der fremden Maschine mit dem Zielpunkt auf dem Bildschirm in genaue Übereinstimmung zu bringen. Das bedeutet größte Genauigkeit. Bruchteile von Sekunden spielen bei dieser Messung eine Rolle.

(Fortsetzung folgt)

... denn die große Kälte .....



Zeichnungen:
Paul Klimpke


ARMEE
Rundschau